



Grenzen LOS

Skolast

Impressum:

Skolast nummer / o 1 – 63. Jahrgang 2018

Zeitschrift der Südtiroler HochschülerInnenschaft (sh.asus) / rivista dell'associazione universitaria sudtirolese

Kapuzinergasse 2A via dei cappuccini – Bozen Bolzano – 0471 974814 – www.asus.sh – bz@asus.sh

Verantwortlich im Sinne des Pressegesetzes / direttore responsabile: Günther Pallaver

Redaktion / redazione: Manuel Gruber, Theresia Morandell

Autoren / autori: Silvia Obwexer, Anna Bacher, Lisa Marie Mahlknecht, Luis Durnwalder, Dieter Obwexer, Stephan Illmer, Samer Tammam, Elisa Furlan, Giuseppe Tirelli, Ariane Perktold, Kassian Wohlgenannt, Dominic Schmid, Daniel Brandlechner, Günther Pallaver, Martin Fink

Layout / grafica: Melanie Messner, Theresia Morandell, Manuel Gruber

Druck / stampa: Athesia Druck Bozen Bolzano

Eingetragen beim Landesgericht Bozen / registrato presso il tribunale di Bolzano

Erlass vom 18.06.1956 – Auflage / tiratura 1.000

INHALT



S. 4 Editorial

S. 6 Für ein grenzenloses Europa am Brenner

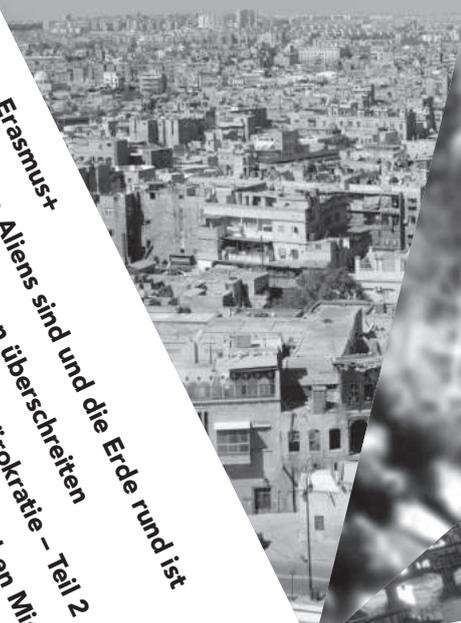
S. 10 Der Traum von einem Europa ohne Grenze

S. 13 Die letzten Schmuggler des 20. Jahrhunderts

S. 15 Riscatto di laurea – Grenzgang durch die Bürokratie – Teil 1



S. 17 How to Erasmus+
S. 20 Weil wir alle keine Aliens sind und die Erde rund ist
S. 23 Die finnische Sprache – Grenzen überschreiten
S. 24 Riscatto di laurea – Grenzgang durch die Bürokratie – Teil 2
S. 25 „Ich gebe niemals auf...“ Erfahrungsbericht eines syrischen Migranten



INHALT

WELTANSICHTEN

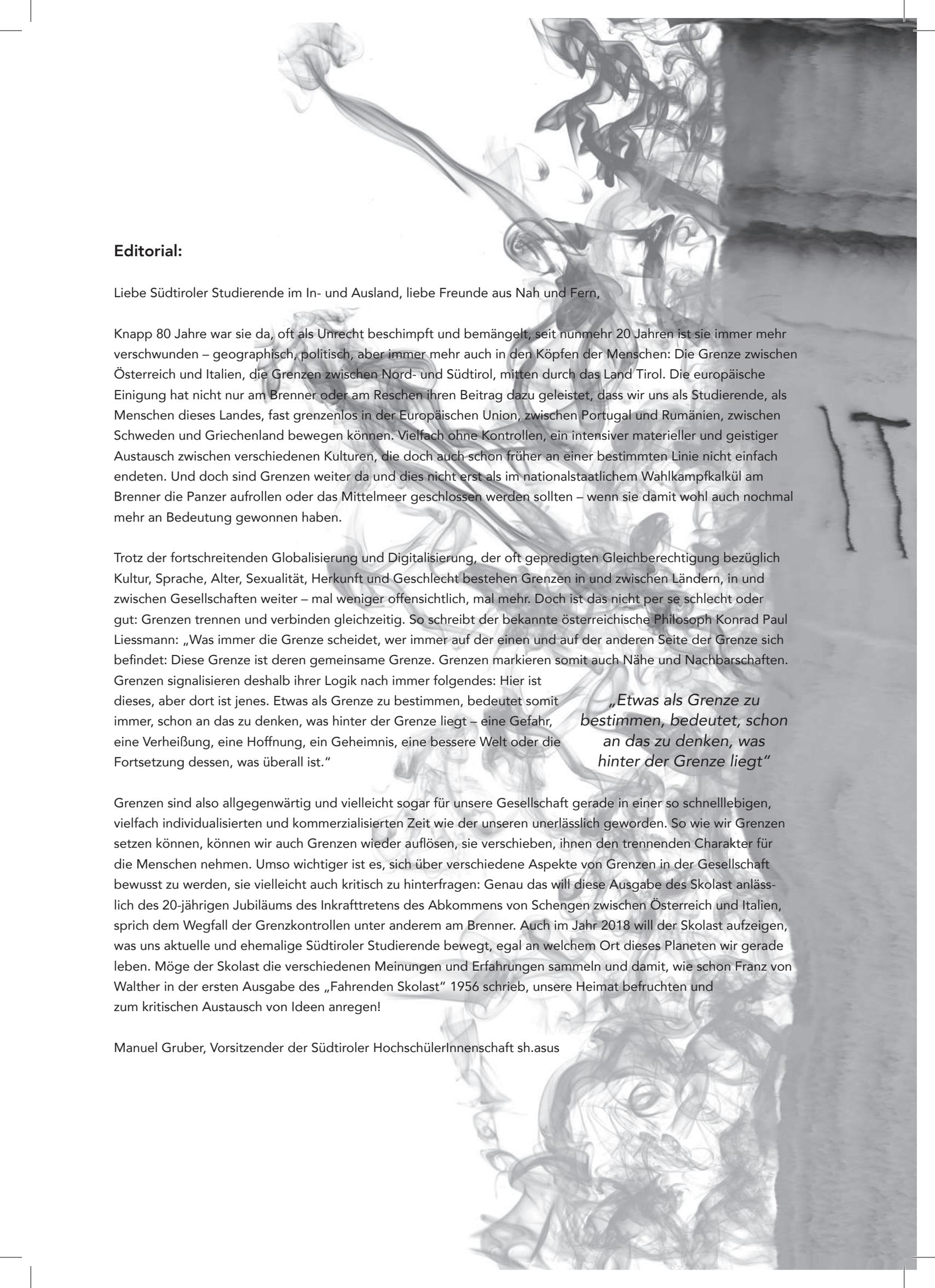
- S. 26 Im grenzenlosen Universum zu Hause
- S. 28 Geflohen und in der Freiheit ein neues Zuhause gefunden
- S. 31 L' Asus.sh vista da me, un italiano a Trento
- S. 32 Deutschsprachige Studenten in Italien
- S. 33 Riscatto di laurea – Grenzgang durch die Bürokratie – Teil 3



- S. 34 Könnten wir doch nicht einfach nur Südtiroler sein?
- S. 36 Psychologische Grenzen im Studium
- S. 38 Blind an die Uni?
- S. 40 Riscatto di laurea – Grenzgang durch die Bürokratie – Teil 4
- S. 41 Grenzenlos vernetzt

- S. 42 Sprechen wir viel vom Ungesehenen
- S. 45 Riscatto di laurea – Grenzgang durch die Bürokratie – Teil 5
- S. 47 Die Illusion der selbstbestimmten Räume
- S. 50 Steuererklärung & Co. – Welche finanziellen Grenzen zu beachten sind
- S. 52 Riscatto di laurea – Grenzgang durch die Bürokratie – Teil 6

WELTANSICHTEN



Editorial:

Liebe Südtiroler Studierende im In- und Ausland, liebe Freunde aus Nah und Fern,

Knapp 80 Jahre war sie da, oft als Unrecht beschimpft und bemängelt, seit nunmehr 20 Jahren ist sie immer mehr verschwunden – geographisch, politisch, aber immer mehr auch in den Köpfen der Menschen: Die Grenze zwischen Österreich und Italien, die Grenzen zwischen Nord- und Südtirol, mitten durch das Land Tirol. Die europäische Einigung hat nicht nur am Brenner oder am Reschen ihren Beitrag dazu geleistet, dass wir uns als Studierende, als Menschen dieses Landes, fast grenzenlos in der Europäischen Union, zwischen Portugal und Rumänien, zwischen Schweden und Griechenland bewegen können. Vielfach ohne Kontrollen, ein intensiver materieller und geistiger Austausch zwischen verschiedenen Kulturen, die doch auch schon früher an einer bestimmten Linie nicht einfach endeten. Und doch sind Grenzen weiter da und dies nicht erst als im nationalstaatlichem Wahlkampf kalkül am Brenner die Panzer aufrollen oder das Mittelmeer geschlossen werden sollten – wenn sie damit wohl auch nochmal mehr an Bedeutung gewonnen haben.

Trotz der fortschreitenden Globalisierung und Digitalisierung, der oft gepredigten Gleichberechtigung bezüglich Kultur, Sprache, Alter, Sexualität, Herkunft und Geschlecht bestehen Grenzen in und zwischen Ländern, in und zwischen Gesellschaften weiter – mal weniger offensichtlich, mal mehr. Doch ist das nicht per se schlecht oder gut: Grenzen trennen und verbinden gleichzeitig. So schreibt der bekannte österreichische Philosoph Konrad Paul Liessmann: „Was immer die Grenze scheidet, wer immer auf der einen und auf der anderen Seite der Grenze sich befindet: Diese Grenze ist deren gemeinsame Grenze. Grenzen markieren somit auch Nähe und Nachbarschaften. Grenzen signalisieren deshalb ihrer Logik nach immer folgendes: Hier ist dieses, aber dort ist jenes. Etwas als Grenze zu bestimmen, bedeutet somit immer, schon an das zu denken, was hinter der Grenze liegt – eine Gefahr, eine Verheißung, eine Hoffnung, ein Geheimnis, eine bessere Welt oder die Fortsetzung dessen, was überall ist.“

„Etwas als Grenze zu bestimmen, bedeutet, schon an das zu denken, was hinter der Grenze liegt“

Grenzen sind also allgegenwärtig und vielleicht sogar für unsere Gesellschaft gerade in einer so schnelllebigen, vielfach individualisierten und kommerzialisierten Zeit wie der unseren unerlässlich geworden. So wie wir Grenzen setzen können, können wir auch Grenzen wieder auflösen, sie verschieben, ihnen den trennenden Charakter für die Menschen nehmen. Umso wichtiger ist es, sich über verschiedene Aspekte von Grenzen in der Gesellschaft bewusst zu werden, sie vielleicht auch kritisch zu hinterfragen: Genau das will diese Ausgabe des Skolast anlässlich des 20-jährigen Jubiläums des Inkrafttretens des Abkommens von Schengen zwischen Österreich und Italien, sprich dem Wegfall der Grenzkontrollen unter anderem am Brenner. Auch im Jahr 2018 will der Skolast aufzeigen, was uns aktuelle und ehemalige Südtiroler Studierende bewegt, egal an welchem Ort dieses Planeten wir gerade leben. Möge der Skolast die verschiedenen Meinungen und Erfahrungen sammeln und damit, wie schon Franz von Walther in der ersten Ausgabe des „Fahrenden Skolast“ 1956 schrieb, unsere Heimat befruchten und zum kritischen Austausch von Ideen anregen!

Manuel Gruber, Vorsitzender der Südtiroler HochschülerInnenschaft sh.asus

ITALIA

e-49

BREMNER BREMER

Für ein grenzenloses Europa am Brenner

Minderheiten haben immer eine gewisse Angst, an den Rand gedrückt zu werden, mit allen Folgen der Unterwanderung, der Assimilierung und den verschiedenen Formen der Benachteiligung. Sie sind deshalb immer für die Öffnung der engen Grenzen ihres Lebensraumes und den Ausbau der Beziehungen mit ihrem angestammten Kulturraum. Dies gilt umso mehr, wenn es sich um Minderheiten in einem Grenzgebiet handelt, die aufgrund geschichtlicher Entwicklungen von ihrem eigenen Kulturraum abgegrenzt und an einen anderen Kulturraum eingegliedert wurden. Sie wurden praktisch durch die neuen Grenzbeziehungen über Nacht von einer bisherigen Mehrheit in ihrem Vaterland zu einer sprachlichen Minderheit im neuen Staat.

Es ist deshalb wohl verständlich, dass die Südtiroler die Freiheit, die die EWG /EU seit 1957 gebracht haben, grundsätzlich immer befürwortet haben. Durch die Einführung des gemeinsamen Marktes, der gemeinsamen Währung und der Abschaffung der Grenzkontrollen auch für Personen können die alten Handelsbeziehungen, aber auch die menschlichen Beziehungen der einzelnen Staaten und Regionen wesentlich einfacher und unbürokratischer in Anspruch genommen werden.

Das kleine Accordino, das im Autonomie-Abkommen Degasperi-Gruber als kleines wirtschaftliches Verbindungsfenster zwischen Südtirol, dem Bundesland Tirol und Vorarlberg, vorgesehen wurde, vergrößerte sich durch das Inkrafttreten der Bestimmungen der EWG wesentlich und wurde praktisch durch den freien Markt ersetzt und somit hinfällig. Dieser Austausch von Waren, Dienstleistungen, Kapital und Arbeit wurde zusätzlich noch erleichtert als im Jahr 1995 Österreich der EU beigetreten ist. Im Jahr 1997/98 folgte der Beitritt Österreichs zum Schengener Raum und 1999 die Übernahme des Euro als gemeinsame Währung. Dies waren wirklich konkrete Schritte, um die Zusammenarbeit und den Warenaustausch zwischen den verschiedenen Teilen Tirols zu erleichtern und zu fördern.

Anders war es als ich in den Neunziger Jahren nach Brüssel zum Ausschuss der europäischen Regionen fuhr. Damals musste ich vier Währungen in der Tasche haben: Italienische Lira, Österreichischen Schilling, Deutsche Mark und Belgische Franken. Ab 1999

„Damals musste ich vier Währungen in der Tasche haben: Italienische Lira, Österreichischen Schilling, Deutsche Mark und Belgische Franken.“

genügte eine einzige Währung, der Euro.

Auch die Kontrollen an den verschiedenen Staatsgrenzen raubten Zeit und Nerven. Durch diese Ausweiskontrollen wollten die einzelnen Staaten ihre Hoheitsrechte immer wieder beweisen und das Trennende hervorheben. Es ist deshalb wohl verständlich, dass das Schengener Abkommen von vielen EU-Bürgern sehr begrüßt wurde. Jetzt konnten sie sich zwischen den meisten Staaten in Europa bewegen ohne an irgendeiner Grenze aufgehalten und kontrolliert zu werden. Um die bisherige Kontrollpraxis auch äußerlich zu versenken und das Gemeinsame und Verbindende zu unterstreichen, sieht die Regelung des Schengener Abkommens vor, dass auch die Grenzposten, die so genannten Kontrollposten, als sichtbare Zeichen dieser neuen Ausrichtung, entfernt werden müssen.

Wer heute über den Brenner fährt, der kann sich gar nicht vorstellen, wie viel Zeit durch die Ausweiskontrollen verloren gegangen ist und wie viel Ängste manche bei der Personal- und Warenkontrolle ausgehalten haben. Es ist deshalb auch nachvollziehbar, dass die Umsetzung des Schengener Abkommens sowohl inhaltlich auch als symbolisch mit Begeisterung gefeiert wurde.

Für Südtirol war es nicht nur ein Abbau von Bürokratie bei Personen- und Warentransporten, sondern generell eine vielversprechende neue Form der wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Zusammenarbeit zwischen den einzelnen Teilen des Alten Tirols.

Diese historischen Entwicklungen und bürokratischen Erleichterungen haben sicher auch wesentlich zur Gründung der Euregio Bundesland Tirol-Südtirol-Trentino beigetragen.

Entstanden ist das Schengener Abkommen aber schon am 14. Juni 1985 mit der Unterschrift von fünf europäischen Staaten in Schengen, Luxemburg. Ab 1990 wurde es von diesen und von den bis dahin beigetretenen Staaten auch angewandt.





Quelle: LPA

Österreich ist erst 1995 als EU Mitgliedstaat aufgenommen worden. Obwohl Österreich den Beitritt zum Schengener Abkommen sofort nach Eintritt in die EU gestellt hatte, wurde derselbe nicht sofort gewährt. Der Grund dafür: Es gab von einigen der bisherigen Mitgliedsstaaten Sicherheitsbedenken aufgrund von illegaler Einwanderung und der Zunahme der Kriminalität aus den Oststaaten. Auch die Bundesrepublik Deutschland war dagegen. Man war der Auffassung, dass Österreich nicht in der Lage wäre, die 1450 Kilometer lange Grenzen gegen Tschechien, Slowakei, Ungarn und Slowenien wirksam zu kontrollieren. Deshalb sollte Österreich erst im Jahr 2000, gemeinsam mit den genannten angrenzenden Oststaaten in den Schengener Raum aufgenommen werden.

Österreich erstellte deshalb ein Sonderprogramm für die geforderten Grenzkontrollen, stellte die nötigen Geldmittel und Personalkontingente bereit und drohte bei negativer Behandlung des Beitrittsansuchens andere Beschlüsse der EU-Kommission zu blockieren. Schließlich lenkten Italien und Deutschland ein. Bei einem Treffen

der Regierungschefs Helmut Kohl, Romano Prodi und Viktor Klima am 17. Juli 1997 in Innsbruck wurde beschlossen, dass Österreich mit 1. Dezember 1997 Vollmitglied des Schengener Raumes wird und am 1. April 1998 die Grenzkontrollen von Personen wegfallen werden.

Von Südtiroler Seite wurde diese Maßnahme natürlich sehr begrüßt. Schon seit Jahren, vor allem aber nach Abgabe der Streitbeendigungserklärung vor der UNO durch Italien und Österreich im Jahr 1992, waren der Wille und die Möglichkeiten einer stärkeren Zusammenarbeit im Grenzgebiet und zwischen den einzelnen Teilen Tirols wesentlich angestiegen. Die Landtage, die Landesregierungen, die Gemeinden, und vor allem auch die verschiedenen wirtschaftlichen, kulturellen und sozialen Verbände, Vereine und Institutionen wollten den Kontakt mit den verschiedenen Einrichtungen im Bundesland Tirol ausbauen und festigen.

Die Entwicklung in Europa und diese neue Möglich-

keit der Zusammenarbeit zwischen Österreich und der EU war auch für den Ausbau der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit zwischen Süd-, Ost- und Nordtirol von größter Bedeutung. Man wollte diese Freude des Wegfallens der Grenzkontrollen deshalb auch durch eine traditionelle Feier an der Grenze zum Ausdruck bringen. Zu dieser Feier sollten möglichst alle interessierten Kreise der Politik, der Bevölkerung und der einzelnen Volksgruppen der Grenzgemeinden eingeladen werden. Es wurde zudem besonderer Wert darauf gelegt, dass auch die zuständigen Verkehrsminister von Österreich und Italien persönlich an den Feierlichkeiten am Brenner teilnahmen.

Um die Feier möglichst feierlich zu gestalten, wurde deshalb ein Organisationskomitee zwischen den angrenzenden Gemeinden und den Landesregierungen gebildet. Sowohl die einzelnen Gemeinden auf beiden Seiten der Grenze als auch die kulturellen Vereine wie Musikkapellen, Chöre und Schützen, aber auch die wirtschaftlichen Verbände und Organisationen waren sehr gerne bereit, sich an der Vorbereitung dieser Feier zu beteiligen. Schließlich wollte man nicht nur in Italien und Österreich die Freude über diese große Erleichterung zum Ausdruck bringen, sondern es sollten auch die übrigen EU-Bürger und die vielen Touristen darüber informiert werden, dass in Zukunft beim Reisen über den Brenner viele bürokratischen Hürden wegfallen.

Am Abend des 30. März fand schließlich die offizielle Feier der Bevölkerung und der Vertreter der Lokalkörperschaften statt. Die Bürgermeister, die Vertreter der Vereine und die zahlreiche Bürger der Grenzgemeinden sowie die politischen Vertreter der jeweiligen Länder marschierten unter dem Klang der Musikkapellen und Schützenkompanien aus ihrem Gebiet aufeinander zu und trafen sich im sogenannten Niemandsland zwischen den österreichischen und italienischen Grenzbäumen. Es folgten nun die Ansprachen, unterbrochen von Einlagen der Musikkapellen, Schützenkompanien, Chöre und anderer Vereine, der Gemeindevertreter sowie anschließend von Seiten der beiden Landeshauptleute Wendelin Weingartner und Luis Durnwalder. Beide hoben die Freude und Bedeutung dieser Feier hervor und unterstrichen die vielen Möglichkeiten und Erleichterungen, die sich in der zukünftigen Zusammenarbeit in den Grenzgebieten ergeben. Beide unterstrichen die Notwendigkeit der Bildung einer institutionellen Europa-Region Tirol und richteten einen Appell an Wien und Rom, die für die Bildung dieser Europa-Region notwendigen rechtlichen Voraussetzungen zu schaffen. Die Anwesenden wurden aufgerufen in der Zwischenzeit die jetzt vorhandenen neuen Möglichkeiten zu nutzen, um dadurch die nationalen Grenzen, aber auch die in

den einzelnen Köpfen und Herzen noch bestehenden Grenzen abzubauen und dadurch einen Beitrag für ein Zusammenwachsen in Europa und für den Frieden zu leisten.

Nach den offiziellen Ansprachen und den verschiedenen Darbietungen der Vereine erfolgte symbolisch, mit der Unterstützung der österreichischen und italienischen Zöllner, die Entfernung der Grenzbäume. Dies war ein sehr ergreifender Akt. Am nächsten Tag, dem 1. April 1998, folgte dann der offizielle Staatsakt. Die beiden Minister Giorgio Napolitano und Carmen Schlögl hoben ihrerseits die Bedeutung dieser Feier für die Entwicklung der Grenzgebiete und die politische Bedeutung für Europa hervor. Die Grenzregionen erhalten durch die Öffnung der Grenzen eine zusätzliche politische Aufgabe. Sie müssen für die Verfestigung und Verzahnung der Gebiete auf beiden Seiten der Staaten und damit für einen harmonischen Übergang von einem Staat zum anderen sorgen. Auch bei dieser Feier waren die einzelnen kulturellen Vereine der Grenzgemeinden zahlreich vertreten. Abschließend durch-

schnitten die beiden Verkehrsminister als äußeres Zeichen der Öffnung der Grenzen unter den Klängen der Musikkapellen ein Band. Ich konnte bei diesen Veranstaltungen selbst beobachten, wie jüngere und ältere Teilnehmer ihre Tränen nicht verbergen konnten. Auch für mich waren diese Feiern wohl die schönsten und ergreifendsten Ereignisse, die ich in meiner über 40-jährigen politischen Tätigkeit miterleben durfte. In diesem Moment erinnerte ich mich an die Erzählungen meiner Eltern, wie sie die Grenzziehung am Ende des Ersten Weltkrieges, die Abtrennung von Österreich und die Teilung Tirols erlebt hatten. Selbstverständlich wurden dabei auch die Qualen, Ängste und Opfer der Assimilierungspolitik der 1920er Jahre durch die Faschisten und die seelischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Grausamkeiten der Option erwähnt. Aber auch die eigenen negativen Erfahrungen mit



„Es bestand oft eine sehr deutlich spürbare Kluft zwischen den walschen Beamten und der einheimischen Bevölkerung. Ihre Lage war sicher nicht rosig.“

dieser nie geliebten Grenze zogen in meinem Inneren an mir vorbei: Wie oft hatte ich Angst, wenn ich aus Studiengründen nach Wien fahren musste und einige Lebensmittel oder Getränke bei mir hatte, die die erlaubte Menge leicht überschritten und deshalb hätten verzollt werden müssen. Dabei war kaum ein Unter-

schied zwischen den italienischen und österreichischen Zöllnern oder Beamten beobachtbar. Einige Zehntel Wein zu viel oder eine fehlende Bescheinigung über einige Kilogramm Speck zogen manchmal schon eine

Verwaltungsstrafe oder ein Zurücklassen der Ware nach sich. Auch die oft kleinliche Kontrolle von mitgeführten Papieren, Büchern oder anderen Gegenständen bedeuteten weitere Hindernisse und oft peinliche Kontrollen. Es gab Zeiten, in denen auch das mitgeführte Geld kontrolliert wurde. Zu all diesen, oft mit Recht als Schikanen definierten Kontrollen, kam noch das Problem



Quelle: LPA

der Sprache und die spürbare Missgunst von vielen Beamten dazu. Proteste oder Reklamationen gegen diese Verhaltensweisen nutzten damals nichts, sondern verschlimmerten die Lage nur noch zusätzlich. Nicht nur der einzelne Bürger, sondern auch die Gemeinden und das Land hatten in dieser Zeit kaum etwas mitzureden.

Ich versuchte natürlich, mich auch in die Lage, vor allem der italienischen Zöllner und Beamten hinein zu fühlen, wenn auch dadurch die eigenen Probleme und

Enttäuschungen nicht geringer wurden.

Die meisten italienischen Polizisten, Zöllner und Beamten wurden aus anderen Gebieten des Staates auf den Brenner abkommandiert oder zwangsversetzt.

Wenn sie auch eine kleine Zusatzentschädigung erhielten, fühlten sie sich in den eigens am Brenner errichteten Dienstwohnungen nicht wohl. Das Klima, die Sprache, das Umfeld, die Akzeptanz der Bevölkerung usw. waren für sie meist unverständlich und fremd. Ihre Freizeit war meist auf einen engen eigenen Kreis von Personen beschränkt und deshalb sehr eintönig. Es bestand oft eine sehr deutlich spürbare Kluft zwischen den walschen Beamten und der einheimischen Bevölkerung. Ihre Lage war sicher nicht rosig.

Und jetzt soll all das plötzlich vorbei sein? Was sollen all diese Grenzbeamten morgen tun? Wohin kommen sie? Was geschieht mit den vielen Dienstwohnungen? Wie soll die Ortschaft Brenner ohne die vielen Beamten wirtschaftlich überleben? All das waren Gedanken, die mich in diesen Momenten beschäftigten.

Ähnliche Feiern wie am Brenner fanden auch an den Grenzübergängen am Reschen und in Vierschach/Innichen statt.

Insgesamt muss rückblickend gesagt werden, dass die Anwendung des Schengener Abkommens für die folgenden Jahre wirklich unschätzbare Erleichterungen und Vorteile für Europa und auch für Südtirol gebracht hat. Es ist wohl nur zu hoffen, dass die Flüchtlings-Regelung und die dadurch immer wieder geforderte und angedrohte Selbstverteidigung einzelner Staaten diese wirklich europäische und völkerverbindende Maßnahme nicht wieder zunichte macht.



Luis Durnwalder, Jahrgang 1941, stammt aus Pfalzen und wohnt heute in Tschirland bei Naturns. Der studierte Agrarwissenschaftler hatte, bevor er 1989 zum Südtiroler Landeshauptmann gewählt wurde, zahlreiche Positionen in der politischen Landschaft Südtirols inne. In seine Amtszeit als Landeshauptmann bis zum Jahr 2013 fällt auch das Ende der Grenzkontrollen zwischen Österreich und Italien im Zuge des Abkommens von Schengen. Auf dieses Ereignis hat der ehemalige Vorsitzende der Südtiroler HochschülerInnenschaft für den Skolast zurückgeblickt.

Der Traum von einem Europa ohne Grenze

„Menschen sind die einzigen Lebewesen, die sich durch Grenzen einschränken.“ (Georg Wilhelm Exler)

Staatsgrenzen sind für uns Europäer nur mehr symbolischer Natur. Häufig erinnern lediglich die blauen Straßenschilder, an denen wir auf der Autobahn vorbeiflitzen, dass wir die Grenze von einem Staat zum nächsten überschritten haben. In den letzten Jahren sind zwischenstaatliche Grenzen allerdings erneut zu einem heiß diskutierten und stark umstrittenen Thema geworden. Einige Staaten, darunter auch Deutschland und Österreich, haben sogar begonnen, an ihren Staatsgrenzen wieder Personenkontrollen durchzuführen. Für unsere studentische Generation ist das eine Neuheit, ein kleiner Schock sogar. Auch am Brenner müssen wir mittlerweile eine Wand an Sicherheitskräften passieren, wenn wir mit dem Zug nach Österreich und wieder zurück wollen. Das sind wir nicht gewohnt! Für uns ist es selbstverständlich, reibungslos von einem Land ins nächste zu reisen. Ohne Kontrollen, ohne Probleme, einfach so: Das Schengener Abkommen macht's möglich.

Denn eigentlich haben immer mehr Länder Europas in den letzten 20 Jahren ihre Grenzen geöffnet und damit Kontrollen an ihren Staatsgrenzen eine Absage erteilt. Dies war ein großer Schritt, den die Nationalstaaten da gemeinsam zurückgelegt haben und er hat sie gleichzeitig auch einiges an Überwindung gekostet. Meistens ist uns gar nicht mehr so richtig bewusst, dass das Schengener Abkommen, das die für uns so selbstverständlichen kontrollfreien Grenzübergänge ermöglicht, das Ergebnis eines langen Weges ist. Dieser Weg ist gezeichnet von Unsicherheiten und zähen Verhandlungen, allem voran aber von einer großen Vision: Die Zukunft Europas soll eine ohne Grenzen sein, Personen und Waren sollen sich frei im europäischen Raum bewegen können. Um die Anfänge dieser Vision grenzenloser Freiheit erkunden und den Weg hin zum Schengener Abkommen nachvollziehen zu können, müssen wir mehr als 30 Jahre in die Vergangenheit reisen. Denn die Ursprünge

dieses Abkommens liegen in den 1980er Jahren.

Grenzkontrollen? Altmodisch!

Ein Europa ohne Grenzkontrollen: Davon träumt der Europäische Rat, die Gemeinschaft der europäischen Staats- und Regierungschefs, schon im Jahre 1984. Deshalb bringen wir das Schengener Abkommen meistens auch gleich mit der Europäischen Union in Verbindung. Dabei dürfen wir aber den Schengen-Raum nicht mit der EU an sich verwechseln! Denn tatsächlich werden erste Schritte in Richtung Grenzöffnung nicht innerhalb der EU-Institutionen ausgearbeitet, sondern wesentlich von Deutschland und Frankreich vorangetrieben. Sie bringen diese Idee in den Europäischen Rat ein und sie sind so sehr davon begeistert, dass sie noch im selben Jahr ein zwischenstaatliches Abkommen schließen, um Personenkontrollen an der deutsch-französischen Grenze zu erleichtern. Bald schon schließen sich auch Belgien, Luxemburg und die Niederlande diesem Abkommen an. Die Zeichen stehen auf Veränderung: Europa soll endlich weiter zusammenwachsen und nicht mehr durch Kontrollhäuschen oder Zollstangen getrennt werden!

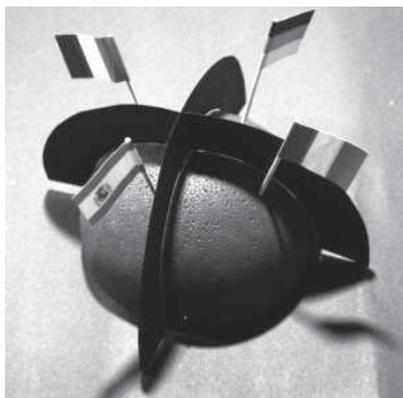
„Die Zukunft Europas soll eine ohne Grenzen sein“

Keine Grenzkontrollen mehr: Ja, und dann?

Trotzdem ist und bleibt die europäische Gemeinschaft in dieser frühen Phase gespalten. Einige Länder können sich nämlich noch nicht so ganz mit dem Gedanken einer Grenzöffnung anfreunden, denn Grenzkontrollen erfüllen eine wichtige Sicherheitsfunktion für die Nationalstaaten. Durch sie kann kontrolliert werden, wer ein Land betritt, wann, wie und wo er es wieder verlässt und ob er unerlaubte Ware mit sich führt. Durch eine Grenzöffnung fehlen den Staaten aber genau diese Informationen, wodurch große Hindernisse für den Drogenhandel, die organisierte Kriminalität und die illegale Einwanderung einfach so wegfallen würden. Der Traum von einem grenzenlosen Europa könnte sich gleichzeitig also

auch schnell zu einem Sicherheits-Alptraum entwickeln.

Genau diesen Sorgen müssen Deutschland, Frankreich und die drei Benelux-Staaten nun Rechnung tragen, wenn sie wollen, dass sich weitere Mitglieder ihrem Projekt anschließen. Als sie im Juni 1985 das „Schengener Übereinkommen über den schrittweisen Abbau der Kontrollen an den gemeinsamen Grenzen“ unterzeichnen und damit





die Geburtsstunde des Schengener Abkommens besiegeln, flechten die sechs Vorreiter-Staaten deshalb gleichzeitig auch eine Antwort auf diese Sicherheitsbedenken in den Vertragstext mit ein. Nicht nur der Abbau der Grenzkontrollen wird festgelegt, sondern darüber hinaus werden auch eine Reihe von sogenannten Ausgleichsmaßnahmen beschlossen. Genau diese Ausgleichsmaßnahmen sollen dafür sorgen, dass die zukünftigen Schengen-Staaten negativen Auswirkungen einer Grenzöffnung auf die nationale Sicherheit effektiv und vor allem gemeinsam entgegenwirken können.

Das „ABC“ der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit

Konkret bedeutet das, dass einheitliche Einreise-, Visa- und Asylvorschriften bestimmt werden und für den gesamten Schengen-Raum gelten sollen. Polizei und Justiz werden von nun an grenzüberschreitend zusammenarbeiten, um Kriminelle schnell und einfach überführen oder ausliefern zu können. Auch gemeinsame Maßnahmen gegen den Drogenhandel werden ergriffen. Für all diese Maßnahmen soll eine Datenbank entwickelt werden, anhand derer die Mitgliedsstaaten Informationen über die im Schengen-Raum zirkulierenden Personen und Güter austauschen können. Heute ist diese Datenbank als Schengener Informationssystem (SIS) bekannt und gilt als unerlässliches Instrument, um die nationale Sicherheit trotz offener Grenzen gewährleisten zu können.

Alles in Allem soll durch das Schengener Abkommen also ein „einheitliche[r] Raum der Sicherheit und des Rechts“¹ entstehen, die tatsächlichen Staatsgrenzen zwischen den einzelnen Mitgliedsstaaten verlieren an Bedeutung. Das einzig Entscheidende sind von nun an die Außengrenzen des Schengen-Raums: Nur dort

soll streng kontrolliert und von vornherein entschieden werden, wer die Staatengemeinschaft betreten und sich infolgedessen auch frei darin bewegen darf und wer nicht.

Von der Idee zur Praxis - kein einfacher Weg

1985 ist man sich in der kleinen luxemburgischen Gemeinde Schengen also einig: Grenzkontrollen sollen im Zuge des Schengener Abkommens abgeschafft und etwaige daraus resultierende Sicherheitsrisiken durch eine vermehrte zwischenstaatliche Kooperation abgefangen werden. Dieser Vorsatz stellt die ehrgeizigen Vorreiter-Staaten aber prompt vor ihr nächstes Problem: In all diesen eben beschriebenen Bereichen wurde vorher noch nie grenzüberschreitend zusammengearbeitet, politisch gesehen betreten die Staaten hierbei also völliges Neuland. Gerade deswegen sind die Jahre nach der Unterzeichnung des Schengener Abkommens auch gefüllt mit zähen Verhandlungen, in denen all die visionären Vorhaben konkretisiert und ein Bauplan für deren Umsetzung entworfen werden muss. Erst 1993 erfolgt der große Durchbruch und das Schengener Abkommen kann mit all seinen Einzelbestimmungen schrittweise in Kraft treten. Der Traum von einem grenzenlosen Europa rückt damit in greifbare Nähe, 1995 wagen schließlich die ersten Schengen-Staaten den Schritt zur endgültigen Grenzöffnung.

Schon während der Verhandlungsphase treten immer mehr europäische Staaten dem Schengener Abkommen bei, Italien bereits 1990. Die folgenden Jahre sind geprägt von einer rasanten Erweiterung des Schengen-Raums und nach dem EU-Beitritt Österreichs im Jahre 1995 sind dann endlich auch die Weichen für eine Grenzöffnung am Brenner gestellt. Diese erfolgt im April 1998 und wird von

hochrangigen Vertretern aus Österreich und Italien kräftig gefeiert. Eine ausführlichere Erzählung zu diesem für Südtirol historisch wichtigen Moment gibt Alt-Landeshauptmann Luis Durnwalder auf Seite 6

Bis zu diesem Zeitpunkt bilden die mit dem Schengener Abkommen verbundenen Verträge aber immer noch ein autonomes, neben der EU existierendes Vertragsgebilde. Das ändert sich, als das Schengener Abkommen 1999 im Zuge des Vertrags von Amsterdam schließlich in den europäischen Rechtsrahmen integriert und somit offiziell Teil der Europäischen Union wird.

Grenzkontrollen passé?

Grenzkontrollen gehören nun also höchst offiziell und in die Praxis umgesetzt der Vergangenheit an. Oder so sollte es zumindest sein, denn da ist ja immer noch die Sache mit den wieder eingeführten Grenzkontrollen in Deutschland, Österreich und einigen anderen EU-Staaten. Diese haben in den letzten zwei Jahren für viel Frust und mitunter auch für kilometerlangen Stau auf

der Autobahn gesorgt. Eigentlich widersprechen diese neu eingeführten Kontrollen doch der Schengen-Vision von einem grenzenlosen Europa, oder?

Eigentlich schon, aber jede Regel hat nun mal ihre Ausnahme und beim Schengener Abkommen besagt diese: Liegt eine „schwerwiegende Bedrohung der öffentlichen Ordnung oder inneren Sicherheit vor“¹, dann dürfen Grenzkontrollen wieder eingeführt werden. Zwar nur vorübergehend, solange diese Bedrohung eben andauert, aber wie die letzten beiden Jahre gezeigt haben, ist „vorübergehend“ doch ein sehr dehnbare Begriff und er kann nicht verhindern, dass wir Europäer uns erneut durch Grenzen einschränken.

¹ <http://www.eu-info.de/europa/schengener-abkommen/>

weitere Informationen gibt's auf:

<https://www.schengenvisainfo.com/de/staaten-des-schengen-raums/>

Der Schengen-Raum: Zahlen und Fakten

- **Mehr als eine Milliarde Mal** werden nach Angaben der Europäischen Kommission jährlich Grenzen innerhalb des Schengen-Raums passiert.
- **419 Millionen Einwohner** leben im Schengen-Raum auf einer Fläche von insgesamt **4,3 Millionen Quadratkilometern**.
- **Mehrere Tausend Kilometer an Grenzen**, die reibungslos und ohne Personenkontrollen passiert werden können, umfasst der Schengen-Raum heute. Allein die Außengrenzen sind **50.000 Kilometer** lang und verlaufen zu **80 Prozent** im Wasser.
- **26 Staaten** zählen heute zu den Mitgliedern des Schengen-Raums und zwischen ihnen gibt es keine Grenzkontrollen mehr.
- **EU-Mitglieder, aber nicht nur** gehören zum Schengen-Raum. Auch die Schweiz, Island und Norwegen sind dem Schengener Abkommen beigetreten, obwohl sie keine Mitgliedsstaaten der EU sind. Dafür haben sich aber Irland und das noch-EU-Mitglied Großbritannien stets geweigert, Schengen beizutreten.
- **Drei europäische Staaten** haben ihre Grenzen ebenfalls geöffnet, obwohl sie kein offizielles Mitglied des Schengen-Raums sind: Monaco, San Marino und der Vatikan.
- Eine **Warteliste** von Staaten, die dem Schengener Abkommen beitreten wollen, gibt es auch: Kroatien, Rumänien, Bulgarien und Zypern sind zwar EU-Mitglieder, durften bisher aber noch nicht dem Klub der Schengen-Staaten beitreten.¹



Theresia Morandell ist 22 Jahre alt und studiert Politikwissenschaft und Kommunikationswissenschaft in Salzburg. Die Idee für diesen Artikel hat sich ganz unspektakulär während der ersten Skolast-Redaktionssitzung aus der Notwendigkeit ergeben, den Leser mit etwas Hintergrundwissen über das Schengener Abkommen auszustatten. Darüber hinaus ist es der gebürtigen Kaltrerin aber ein großes Anliegen, den Leser dafür zu sensibilisieren, dass ein Europa ohne Grenzkontrollen ein großes Privileg ist, hinter dem viel Arbeit und Mühe steckt. Genau aus diesem Grund sollten wir die wunderbaren Freiheiten, die das Schengener Abkommen für unsere Generation mit sich bringt, auch in vollen Zügen ausnutzen und genießen!

Die letzten Schmuggler des 20. Jahrhunderts

Die studierenden Nachzügler des Babybooms der 60er-Jahre des vergangenen Jahrhunderts und ihre älteren Geschwister werden sich noch gut an eine der aufregendsten Seiten ihres Studiums jenseits des Brenners erinnern. Es waren weniger die ausgelassenen Innsbrucker Studentenfeten oder die lauthalsen Straßenproteste gegen die vermeintliche Einführung von Studiengebühren an österreichischen Universitäten, sondern vielmehr die Heimfahrt mit dem Auto am Freitagnachmittag über die damals noch streng kontrollierte Brennergrenze.

Der EU-Beitritt Österreichs war Ende der 80er-Jahre zwar nicht mehr in ganz weiter Ferne (Stichtag 1. Jänner 1995) und so regte die bei der Ausfuhr von Gütern aus der Alpenrepublik verlockende Rückerstattung der 18- bis 19-prozentigen Mehrwertsteuer einen rührigen Warenverkehr von Innsbruck nach Südtirol an. Zudem waren bestimmte Produkte in Österreich damals - teilweise auch heute noch - einfach um einiges billiger als in Italien: Sportartikel, Stereoanlagen und Autoradios

(waren damals noch keine Serienausstattung in studententauglichen Kraftfahrzeugen), Küchengeräte, Einrichtungsgegenstände und auch Lebensmittel.

Ja, auch Lebensmittel wurden „geschmuggelt“, nicht nur Bananen, die bis in die Neunziger-Jahre des letzten Jahrhunderts aus unerklärlichen Gründen in Österreich wesentlich billiger waren als in Italien. Gut in Erinnerung blieb mir das Erlebnis eines Studenten, dessen Familie in Südtirol ein Lebensmittelgeschäft führte. Einmal sollte er im Auftrag der Familie mehrere Kartons Puddingpulvertüten, die offensichtlich in Innsbruck um einiges billiger waren, nach Hause bringen und wurde nicht am Brenner, sondern erst in Sterzing an der Mautstelle von der Finanzwache samt Hundestaffel kontrolliert. Laut seiner Erzählung glaubten die Beamten zuerst an einen kolossalen Drogenfund, doch als sich das vermeintliche Rauschgift tatsächlich als Vanillepuddingpulver herausstellte, waren die Financer dermaßen enttäuscht, dass die eigentlich anfallenden Zollformalitäten für die Einfuhr einfach „vergessen“ wurden.

Der entsprechende bürokratische Ablauf war ziemlich simpel: Im Fachgeschäft ließ man sich eine Bestätigung über die geplante Ausfuhr der betreffenden Ware aushändigen, die vom Händler ausgefüllt wurde. Diese Bestätigung musste von der österreichischen Zollbehörde am Brenner abgestempelt werden, wobei hier fast ausschließlich der Grenzübergang an der Autobahn in

12
13



Quelle: Foto Piergiuliano Chesi

Frage kam, weil die österreichische Zoll- und Kontrollstelle an der Staatsstraße in Sichtweite ihres italienischen Pendantes war und somit auffällige bürokratische Machenschaften bald die Aufmerksamkeit der sonst nicht besonders eifrigen Finanzer auf der anderen Seite erwecken konnten. Kontrollen der italienischen Behörden waren eher selten, wurde man bei der „illegalen Einfuhr“ nicht deklarierter Waren jedoch erwischt, musste man die anfallende Mehrwertsteuer samt einer Strafgebühr des Zollamtes entrichten, wodurch die gesamte studentenfreundliche Ersparnis zunichte gemacht wurde.

Besonders gewiefte „Schmugglerstudenten“ hielten deshalb am damals noch vorhandenen österreichischen Briefkasten kurz vor dem Autobahngrenztunnel am Brenner an und schickten sich die kompromittierende gestempelte Ausfuhrbestätigung samt den anderen Kaufunterlagen an ihre Innsbrucker Wohnadresse, womit die italienischen Zollbehörden keine formelle Chance hatten, die Herkunft der mittransportierten Waren festzustellen. Mit der abgestempelten Ausfuhrbestätigung konnte dann im Innsbrucker Geschäft die Mehrwertsteuerrückerstattung kassiert werden.

Einige Wagemutige steckten in die scheinbar originalverpackten Kartons statt der erworbenen Stereoanlage oder Mikrowelle andere gebrauchte Gegenstände – oder schlimmer noch ihre Schmutzwäsche für Hotel Mama – und führten auf diese Weise jede Kontrolle auf italienischer Seite ad absurdum.

Aber wehe dem, der dabei von den österreichischen Grenzern erwischt wurde, denn auch diese führten hie

„Alles in allem waren es recht abenteuerliche Heimfahrten“

und da stichprobenartige Kontrollen durch (vor allem in der Adventszeit), ob die deklarierte Ware auch wirklich nach Italien ausgeführt wurde! Einfacher ging es da beispielsweise mit Sportgeräten, wie nagelneuen Skiern, die einfach mit dem Schiträger auf dem Autodach mittransportiert wurden; zur besseren Kaschierung wurden alle mitfahrenden Kommilitonen angehalten, sich doch in Skikleidung oder wenigstens sportlicher Aufmachung ins Auto zu setzen, um bei der Ausweiskontrolle am Brenner als normale Skitouristen auf der Heimreise durchzugehen (obwohl jeder wissen musste, dass ein teurer

Skiurlaub in Nordtirol für normalsterbliche Studenten - damals wie heute - unerschwinglich war und ist).

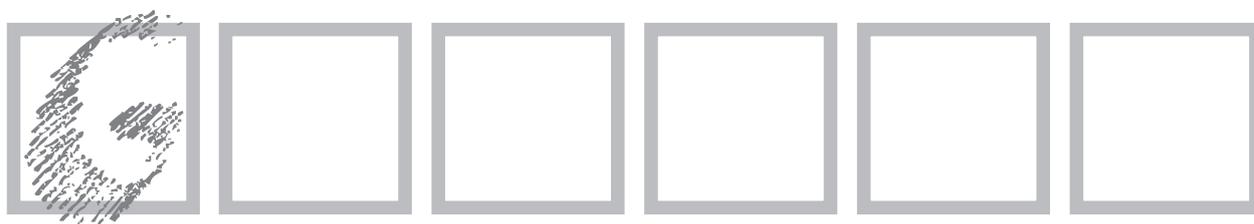
Alles in allem waren es recht abenteuerliche Heimfahrten, denn der gegenständliche Warentransport wurde zunehmend auch für den erweiterten Familien- und Freundeskreis in Südtirol durchgeführt, wodurch bei vielen Fahrten „geschmuggelte Ware“ mit an Bord war.

Mit dem eingangs erwähnten EU-Beitritt Österreichs war es dann allerdings mit der Mehrwertsteuerrückerstattung vorbei und mit dem Inkrafttreten des Schengen-Abkommens im Jahr 1998 waren auch die Grenzkontrollen am Brenner - wenigstens vorläufig - Geschichte. Um unseren Kindern und Jugendlichen heute noch ein ähnliches Grenzkontrollflair zu bieten, musste man bis vor kurzem (heute reicht eine Fahrt über die Inntalautobahn nach München!) schon bis nach Montenegro oder Moldawien fahren.

Dieter Obwexer (Jahrgang 1969) hat 1988-1994 in Innsbruck Rechtswissenschaften studiert und wohnt heute in Bozen. Seine Motivation für diesen Beitrag ist, dass er diese Geschichte wie einen Spiegel der sich verändernden Zeit sieht, der man zusehen kann, wie schnell sie verrinnt: vor fast 30 Jahren selbst noch Student in Innsbruck, studiert heute seine Tochter schon im 6. Semester!



Aus der Skolast-Redaktion: Die staatliche Bürokratie ist bekanntlich ein überdimensionales Gebilde an Ämtern, Schaltern und Büros, in dem kein Mensch den Durchblick wahren kann. Jeder von Euch kennt doch sicherlich die Szene aus Asterix und Obelix, in der die wackeren Helden sich für einen läppischen Verwaltungsschein durch ein ganzes „Irrenhaus“ kämpfen müssen. Eine Aufgabe, an der die zwei tapferen Gallier beinahe verzweifeln. Ähnliche Situationen hat der eine oder andere von uns sicherlich selbst bereits erlebt. Und wenn nicht, dann wartet spätestens nach Studienabschluss die erste verwaltungstechnische Hürde auf die Tapfersten unter uns: Der Antrag zum Rückkauf der Studienjahre. Wir begleiten Stephan bei der Bewältigung dieser Mammutaufgabe. Damit wir am Ende aber nicht alle selbst im Irrenhaus landen, wird uns Stephan immer nur etappenweise von seinem Spießrutenlauf erzählen. Schön dosiert findet ihr deshalb über die ganze Skolast-Ausgabe verteilt immer wieder kleine Abschnitte einer langen Reise durch die Welt der Schalter, Büros und Wartesäle der italienischen Bürokratie.



Riscatto di laurea – Grenzgang durch die Bürokratie

Auch das Büro soll etwas über Grenzen schreiben, hat es vonseiten der Redaktion geheißen. Und zwar über Grenzen (oder vielmehr: Widerstände) verwaltungstechnischer Art, wie sie ja auch Studierenden und Akademikern mitunter begegnen. Mir fällt mein nicht widerstandsfreier Weg zum Rückkauf der Studienjahre ein. Hier das ausführliche Protokoll eines verwaltungstechnischen Grenzanges.

Ich hoffe alt zu werden. Und ich hoffe: nicht allzu schnell. Wenn es aber mal soweit sein wird, möchte ich eine Rente bekommen. Ich bin ja gesetzlich rentenversichert, zahle also in die Rentenkasse ein – sogar mehr, als ich müsste: ich kaufe bei der Kasse nämlich die Studienjahre nach. Das mag simpel klingen, ist es aber nicht. Die verkaufende Partei, im konkreten Fall die Verwaltungseinheit Staat bzw. deren Rentenbehörde, will inständig umworben und hofiert werden, bevor sie sich etwas abkaufen lässt. Verkehrte Welt.

Will man also die staatliche Rentenkasse durch freiwillige Zusatzzahlungen füllen (zum hoffentlich eigenen

Nutzen), so muss man sich ordentlich ins Papierzeug legen: Erste und wichtigste Voraussetzung, um einen entsprechenden Antrag auf Rückkauf der in academia verbrachten Zeiten zu stellen, ist der Besitz eines in Italien erworbenen oder anerkannten Studientitels. Ich habe in Innsbruck studiert, also gilt es zunächst, die akademische Anerkennung der im Ausland erworbenen Titel in die Wege zu leiten. Ich weiß bereits, dass dies am bequemsten über die Uni Bozen zu bewerkstelligen ist, und zwar über ein spezielles Verfahren (landläufig Notenwechsel genannt). Also ran an die Sache. In einer einschlägigen Tabelle muss ich zunächst meine österreichischen Studientitel und deren italienische Äquivalente ausfindig machen. Dabei meldet sich beim einen Titel die folgende Anmerkung: „Eine Entsprechung liegt vor, sofern im Verlauf des Studiums, insbesondere in den freien Wahlfächern, eine Prüfung aus dem Bereich der Sprachkunde oder eine Sprachprüfung abgelegt wurde.“ Der Notenwechsel sieht also für die Anerkennung dieser Studienrichtung eine Ergänzungsprüfung vor. Eine Anerkennung könne also, so lese ich auf der Homepage der Uni Bozen, „nur dann erfolgen, wenn die Ergänzungsprüfungen in Österreich vor Antragstellung erfolgreich abgelegt wurden“. Auf der Homepage der sh.asus lese ich zwar gleichzeitig, dass die Uni Bozen derartige Prüfungen ausschließlich im Falle von Diplomstudien verlange, dass ich im Zuge der Anerkennung meiner Bakkalaureatsstudien also keine zusätzliche

Prüfung abzuliefern habe. Da man sich aber gerade hierüber auf Beamten- und Diplomatenenebene die längste Zeit uneins war, traue ich der Auskunft der sh.asus nicht. Muss ich auch nicht, denn ich habe ja vorsorglich eine Prüfung auf der Innsbrucker Linguistik abgelegt – sicherheitshalber direkt beim dortigen Ordinarius, denn von Beamtenseite konnte mir seinerzeit niemand recht sagen, was denn nun konkret unter einer „Prüfung aus dem Bereich der Sprachkunde“ zu verstehen sei. Ich fühle mich für den Fall der Fälle gewappnet und begeben mich mit der entsprechenden Prüfungsbescheinigung (und allen anderen notwendigen Unterlagen) ins Studentensekretariat der Uni Bozen. Ich reiche das Gesuch ein, und als hätte ich es geahnt, fragt mich die zuständige Bedienstete, ob ich denn das Zertifikat für die Ergänzungsprüfung soundso habe. Habe ich. Und gleichzeitig denke mir: auf die sh.asus – kein Verlass! Im Büro der sh.asus beanstandete ich dann die vermeintliche Falschinformation auf der vereinseigenen Homepage. Ich solle den Namen der Sachbearbeiterin im Studentensekretariat nennen, denn die Info auf der Homepage sei sehr wohl richtig, die besagte Sekretärin habe mehr abverlangt, als de facto abzuverlangen sei. Namen weiß ich keinen. Es wird die Runde telefoniert und protestiert. Die

„Wahrsager müsste man sein.“

Zuständige wisse offensichtlich nicht, wofür sie zuständig zu sein habe und wofür nicht. Eigenartig. Mich kümmert's aber nicht wirklich – ich habe ja für alle Eventualitäten vorgesorgt, die Anerkennung ist mir sicher, Ergänzungsprüfung hin oder her.

Es dauert keine zwei Wochen und die Anerkennungsdekrete sind da. Ich bin jetzt ein dottore und darf mich fortan um den Nachkauf der vorsorgetechnisch eher mageren Zeiten an der Uni bemühen. Um zu erfahren, wie viele Jahre (bzw. Wochen) ich maximal kaufen kann und was ich hierfür bezahlen muss, brauche ich bloß einen Antrag an eine Pensionsanstalt stellen (in meinem Fall: zwei Anträge, weil ich zwei Studien betrieben habe). Ich kann mir also vom Pensionsträger eine Aufstellung der Zeiten und Kosten machen lassen – kostenlos, und mich dann auf der Grundlage derselben für oder gegen die Zahlung entscheiden. Der Antrag allein verpflichtet noch nicht, den Rückkauf auch effektiv zu tätigen. Angenehm!

Der Antrag muss telematisch gestellt werden. Dabei lasse ich mir von einem Patronat helfen – ebenso kostenlos, ebenso angenehm! Im Zuge der Gesuchstellung kann ich bereits auswählen, ob ich den Rückkauf – sofern ich ihn wirklich in Angriff nehme – als einmalige Zahlung entrichten möchte, oder aber mittels einer über zehn Jahre laufenden, zinsfreien Ratenzahlung. Ich wähle die 120 zinslosen Monatsraten und bedanke mich für die Hilfe. Ich habe das Patronatsgebäude noch nicht verlassen, da fällt mir schon eine Unregelmäßigkeit zwischen meinen Gesuchen auf. So steht auf der einen ricevuta unter modalità di pagamento zu lesen: rateizzazione – n° raterichieste: 110 (sein müssen es wohl 120), auf der anderen ricevuta lese ich an der Stelle gar: soluzione unica. Verunsichert mache ich kehrt. Natürlich sind die beiden Angaben falsch, es wären jeweils 120 Raten zu beantragen gewesen. Wir lassen jetzt die Gesuche aber, wie sie sind – die Pensionsanstalt werde die richiesta schon zu meinem ökonomischen Nutzen interpretieren.

Das Größte scheint hiermit erledigt zu sein. Nun heißt es warten. Die Bearbeitung kann nämlich einige Zeit dauern (auch Jahre), sagt man mir beim Patronat. Ich soll mir inzwischen Gedanken über die Wirtschaftlichkeit eines eventuellen Kaufs machen – gar nicht so einfach, wenn man nicht weiß, was einem dieser überhaupt kosten bzw. nutzen wird. Da ich mittlerweile selbst bei der sh.asus arbeite, darf ich zwischendurch einen Vortragsabend zum Nachkauf der Studienjahre moderieren. Und obwohl ich mich ziemlich ausführlich mit Fachleuten über Kosten und Nutzen der Sache austausche, bleibe ich unentschlossen. Wahrsager müsste man sein.

How to Erasmus+

Du wolltest schon immer zum Studieren oder Arbeiten ins Ausland, neue Erfahrungen sammeln und ein unbekanntes Land entdecken? Dann werde doch Teil des Erasmus+ Programm!

Das Programm Erasmus+ bietet dir eine Vielzahl an Möglichkeiten, deine Träume Wirklichkeit werden zu lassen. Das Programm existiert seit mehr 30 Jahren und wird von der EU gefördert. Über neun Millionen Personen haben bereits einen Abschnitt ihres Studiums, ihrer Arbeit oder ihres Praktikums im Ausland verbracht und sind Teil der Erasmus+ Community geworden. In diesem Artikel geben wir dir alle wichtigen Infos rund um das Erasmus+ Programm mit auf den Weg.

Was genau ist Erasmus+?

Das Programm Erasmus+ fördert Auslandsaufenthalte von Schülerinnen und Schülern, Studierenden und Angestellten innerhalb der EU. Das Programm zur

Berufsbildung fördert die Mobilität von Lernenden (zum Beispiel Berufschülerinnen und Berufschüler, Auszubildende) und des Bildungspersonals (zum Beispiel Lehrpersonen, Berufsberater). Zudem werden durch das Programm transnationale Partnerschaften von Unternehmen, Sozialpartnern und Hochschulen zum Thema Bildung unterstützt. Es werden zudem Programme zur Erwachsenen-Bildung angeboten, diese ermöglichen zum Beispiel Bildungsaufenthalte von Lehrpersonen im Ausland.

Mobilität während und nach dem Studium

Für Studierende sind vor allem die Programme zur Mobilität während des Studiums oder zwecks Praktika interessant. Studierende können pro Studienzyklus (Bachelor, Master, Doktorat) jeweils bis zu 12 Monate im Ausland verbringen. Zudem ist es möglich ein Praktikum in Unternehmen, Trainings- und Forschungseinrichtungen oder sonstigen Organisationen, die sich in einem der Erasmus+ Programmländern befinden, zu absolvieren.

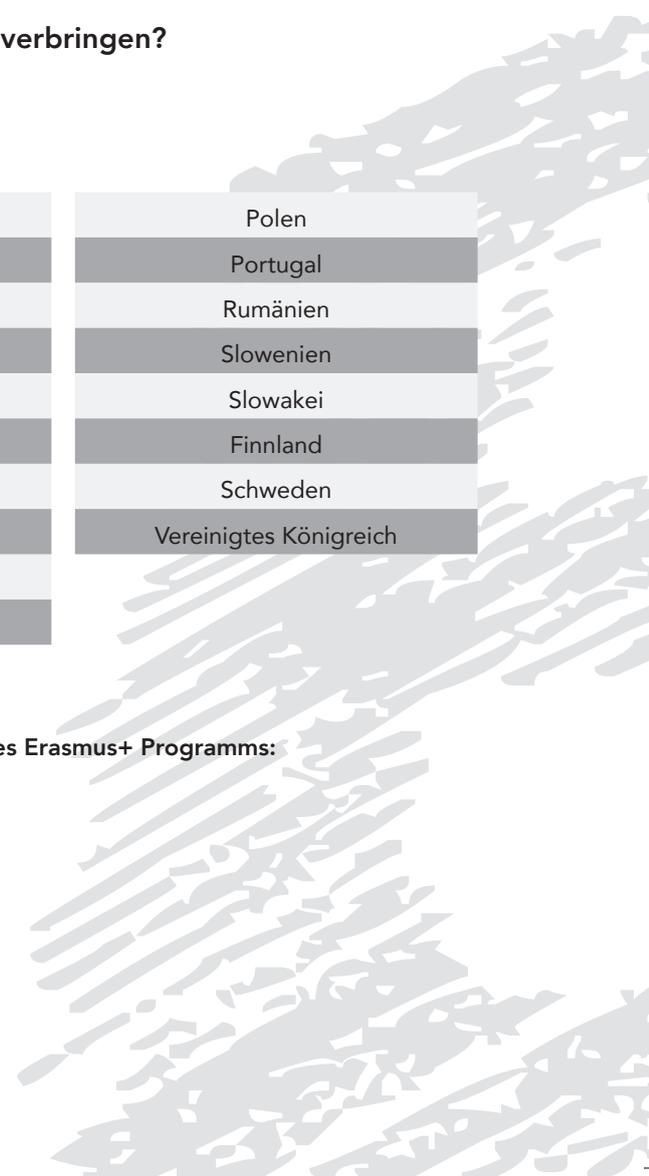
In welchen Ländern kann man sein Erasmus+ Aufenthalt verbringen?

Folgende EU-Länder sind Teil des Erasmus-Programms:

Belgien	Kroatien	Polen
Bulgarien	Italien	Portugal
Tschechische Republik	Zypern	Rumänien
Dänemark	Lettland	Slowenien
Deutschland	Litauen	Slowakei
Estland	Luxemburg	Finnland
Irland	Ungarn	Schweden
Griechenland	Malta	Vereinigtes Königreich
Spanien	Niederlande	
Frankreich	Österreich	

Folgende Länder liegen außerhalb der EU, sind aber trotzdem Teil des Erasmus+ Programms:

Ehemalige jugoslawische Republik Mazedonien
Island
Liechtenstein
Norwegen
Türkei



Wie genau sehen die Fördermaßnahmen des Erasmus+ Programms für Studierende aus?

Durch das Erasmus+ Programm werden Studierende vor, während und nach ihrer Mobilität unterstützt. Einerseits bedeutet dies, dass die Zusammenarbeit zwischen der Heimat-Universität und der Gast-Universität erleichtert wird. Das Erasmus+ Programm gibt den Rahmen für das Abkommen zwischen den zwei Hochschulen vor: die Formulare werden vom jeweiligen Erasmus-Büro vorbereitet und dieses dient auch als Mediator zwischen Studierenden und Universitäten. Durch die Unterzeichnung der Erasmus-Vereinbarung und des Learning-Agreements, wird den Studierenden zugesichert, dass sie ihr monatliches Erasmus-Stipendium erhalten und, dass die absolvierten Kurse an der Heimatuniversität im Anschluss an das Auslandssemester oder -jahr angerechnet werden. Andererseits werden Studierende durch das Erasmus+ Programm finanziell unterstützt: für jeden Monat, den man als Erasmus-Studierender im Ausland verbringt, erhält man eine gewisse Summe ausbezahlt. Das Erasmus+ Stipendium variiert je nach Heimatuniversität und Aufenthaltsland und beträgt zwischen 200 und 450 Euro.

Wie kann ich am Erasmus+ Programm teilnehmen?

An den meisten Universitäten und Hochschuleinrichtungen gibt es Erasmus-Beauftragte, die dir bei all deinen Fragen

rund um deinen Auslandsaufenthalt helfen können.

Sobald du dich für ein Land oder eine

Gast-Universität entschieden hast, teilst du dies deiner Universität mit. Diese geben dir dann alle weiteren Dokumente, um dich beim Erasmus+ Programm anzumelden. Deine Heimat-Universität nominiert dich dann als Erasmus+ Kandidat und teilt dies deinen Wunsch-Universitäten mit. Bei der Anmeldung kannst du drei Wunsch-Universitäten angeben und meistens wirst du von einer der dreien angenommen. Sobald dies geschehen ist, wirst du dein Learning-Agreement zusammen mit deinem Erasmus-Koordinator ausfüllen und von beiden Universitäten unterzeichnen lassen.

So...und das war's dann schon auch mit der Anmeldung. Nun beginnt der knifflige Abschnitt der Erasmus-Planung, nämlich die Unterkunftssuche, die mentale und

„Denn Erasmus+ ist nicht nur ein Programm, sondern eine Lebenseinstellung!“



materielle Vorbereitung auf deinen Auslandsaufenthalt, und, und, und....

Aber eines können dir alle Erasmus-Studierenden versichern: diese Zeit deines Lebens wirst du nicht vergessen und sicherlich nicht bereuen. Denn Erasmus+ ist nicht nur ein Programm, sondern eine Lebenseinstellung!



Weitere Informationen unter:

<http://www.erasmusplus.de/erasmus/bildungsbereiche/hochschulbildung/>

<https://eu.daad.de/infos-fuer-einzelpersonen/foerderung-fuer-studierende-und-graduierte/de/>

<https://eu.daad.de/infos-fuer-hochschulen/programmlinien/infos-zu-programm-undpartnerlaendern/de/45672-erasmus-programmlaender/>

<https://oead.at/de/ins-ausland/hochschulen/stipendien-und-praktika-in-erasmus/>



Ein Semester lang hat Silvia Obwexer aus Bozen selbst einen Erasmusaufenthalt im schönen Frankreich gemacht. Die 22-jährige Studentin der Kommunikationswissenschaft und Romanistik rät allen, während ihres Studiums den Schritt in ein neues und unbekanntes Land zu wagen. Man wird mit unvergesslichen Erlebnissen und grenzüberschreitenden Freundschaften belohnt, verspricht sie.

Weil wir alle keine Aliens sind und die Erde rund ist

Als ich mich dazu bereit erklärt habe, einen Artikel über meine Erasmus- und Grenzerfahrungen in Florenz zu schreiben, hatte ich noch keine genauen Vorstellungen, worüber ich schreiben sollte. Selbst für eine Passeirerin ist der Kultur- und Sprachshock in einer italienischen Stadt überschaubar. Dieser Schwerpunkt schied also aus. Nach etwa einem Monat als internationale Studentin war mir ziemlich klar, was das Beste an Erasmus ist: die zahlreichen anderen Studenten aus aller Herren Länder. Ich glaube für die meisten von uns ist es weder vorher noch nachher möglich, Bekanntschaften mit Menschen aus so vielen unterschiedlichen Ländern und Kulturen zu machen. Daher stelle ich in meinem Artikel liebe Menschen vor, die aus – im ersten Moment jedenfalls – fremd anmutenden Staaten kommen.

Einer dieser Staaten ist die Türkei. Jener Staat, aus dem man immer wieder von Verhaftungen, von neuen Aktionen des Machthabers Recep Tayyip Erdoğan gegen seine politischen Gegner hört. Die Türkei von einer anderen Seite kennenlernen konnte ich in meiner Zeit in Florenz beim „International Dinner“ – ein wahres Schlüsselerlebnis. Das Prinzip ist einfach: Jeder, der Lust hat, kann ein Gericht aus seinem Land zubereiten und es zum gemeinsamen Verzehr mitbringen. Nach dem Essen wird zu Wunschongs aus den verschiedenen Ländern gefeiert. Wer will, hat auch die Möglichkeit, diese Lieder während einer Karaoke zu performen. Und die etwa zehn anwesenden Türken wollten das: Sie rockten alle gemeinsam und voller Stolz mit dem Lied „Şımarık“.

Unter ihnen war auch Meltem. Sie stammt aus Izmir, der drittgrößten Stadt der Türkei und studiert Rechtswissenschaften in Istanbul. Ein paar „fun facts“ über die junge Studentin: Ihre Lieblingsorte in Florenz sind Ponte Vecchio und Coop Firenze – der Supermarkt. Den mag sie, weil es eine so große Auswahl an verschiedenen Lebensmitteln gibt und sie nicht besonders teuer sind. Außerdem sind ihre Italienischkenntnisse relativ begrenzt. Sie stammen aus einem Tanzkurs, den sie hier in Florenz belegt und aus Rezepten und Speisekarten. „Eating is important to survive“, stellt sie fest.

„Zu Beginn des Studiums muss man sich erst daran gewöhnen, in einer großen – oder mittelgroßen – Stadt zu leben.“



Ihre Studienstadt Istanbul liebt sie besonders, weil sie so groß ist (fast 15 Millionen Einwohner) und daher sehr international - eine richtige Weltstadt. An diesem Punkt galt es für sie, um ihr Erasmusjahr anzutreten, eine Hürde zu überschreiten – oder vielleicht eher zu unterschreiten? Florenz mutet für sie mit seinen eineinhalb

Millionen Einwohnern nämlich wie eine Provinzstadt, um nicht zu sagen wie ein Kaff, an.

Sie ist es schlicht nicht gewohnt, zur Not auch zu Fuß nach Hause gehen zu können. Meine Erfahrung, und wohl auch die vieler anderer

Südtiroler Studenten, ist genau umgekehrt. Zu Beginn des Studiums muss man sich erst daran gewöhnen, in einer großen – oder mittelgroßen – Stadt zu leben.

Auf die Frage nach den Unterschieden zwischen der Türkei und Italien und weiteren Grenzen, die sie für ihren



Erasmus-Aufenthalt überschritten hat, ist für sie nach kurzem Zögern klar: „I think about this since I arrived in Italy, but there are not many differences. Wir stehen alle unter mediterranem Einfluss, wir sind lebendig, nicht kalt. Wir schauen sogar ähnlich aus.“ Der einzige große Unterschied, den sie ausmachen kann, ist die Religion.

Die Türkei nimmt übrigens als normaler Partner am Erasmusprogramm der EU teil, obwohl sie nicht Mitglied der Union ist. Meltem findet das super, weil sie natürlich einerseits persönlich davon profitiert, andere Leute, Orte und Kulturen kennen zu lernen. Andererseits weiß sie auch um die Meinung vieler Europäer über die Türkei Bescheid und sieht Erasmus als gute Gelegenheit an, damit, in Teilen wenigstens, aufzuräumen. Um sie zu zitieren: „We are not Aliens!“

„I think about this since I arrived in Italy, but there are not many differences.“

Ich habe den Eindruck, dass Türken weniger Grenzen überschreiten müssen, um Erasmus zu machen, als wir glauben. Vielmehr sind es Vorurteile, die wir ihnen gegenüber haben, die den Umgang miteinander anfangs etwas holprig gestalten. Alle Türken, die ich in Florenz kennen gelernt habe, sind sehr freundlich, lustig und offen gegenüber neuen Dingen. Ich habe wirklich nur positive Erfahrungen mit diesen Menschen gemacht.

Man muss allerdings wirklich unterscheiden zwischen den Studierenden aus Istanbul oder anderen Großstädten und der türkischen Politik, die ich in diesem Artikel keinesfalls heiligsprechen will. Darüber hier in Europa mit den liberalen türkischen Erasmus-Studenten zu sprechen, ist kaum möglich, geschweige denn, ein Interview darüber zu führen. Sie wollen sich nämlich nicht ihre Lebenschancen in der Türkei nehmen lassen.

Nichtsdestotrotz sind meine „Erasmus-Türken“ unglaublich lieb und so hat Meltem auch gleich einen Tipp für alle Südtiroler parat: „I advise you to visit Istanbul to see that we have common values and we are much closer than you think.“

Einen anderen interessanten Interviewpartner habe ich in Yerzhan gefunden. Er ist genau genommen kein Erasmusstudent, sondern studiert schon seit mehreren Jahren in Florenz. Ich habe ihn aber bei einem Erasmusausflug kennen gelernt. Er kommt aus Kasachstan und fühlt sich unter internationalen Studenten sehr wohl. Gleichzeitig war er dort nicht der einzige Kasache, es waren noch andere aus Kasachstan und den Nachbargebieten dabei - „ragazzi asiatici“ werden sie im alltäglichen Umgang genannt.

Da Yerzhan aus einem nicht so bekannten Land kommt, hier ein kurzer Überblick: Die ehemalige Sowjetrepublik Kasachstan ist heute das neuntgrößte Land der Erde. Jedoch nur flächenmäßig. Mit nur knapp 18 Millionen Einwohnern ist es sehr dünn besiedelt, weil die Landschaft zu einem großen Teil aus Wüste, Steppe und Bergen besteht. Das Land sei gerade im Aufbau, sagt Yerzhan. Kasachstan ist nicht arm, weil sie über Erdölquellen verfügen, aber jetzt müssten Infrastrukturen verbessert werden. Interessant sind auch die neun verschiedenen Ethnien, die in diesem Land friedlich zusammenleben. Sie feiern zum Beispiel alle auch die Feiertage der anderen. Offizielle Landessprachen gibt es aber nur zwei: russisch und kasachisch.

Yerzhan ist schon seit 2010 in Italien und studiert in Florenz „Canto lirico“. Natürlich gab es anfangs große kulturelle Unterschiede zu bewältigen, weil Kasachstan mehr oder weniger am anderen Ende der Welt liegt,

erklärt der junge Student. Die größte Differenz sieht er im Bereich der Familie. Denn in seinem Alter – er wird in wenigen Jahren 30 – gehört es in Kasachstan zur Normalität, verheiratet zu sein, ein Haus und Kinder zu haben. Hat man das im asiatischen Land nicht, dann hat man wohl etwas falsch gemacht

im Leben, das Leben verkorkst.

In Italien, wie auch im restlichen Europa, gilt man mit 30 noch als ziemlich jung, man hat kaum Verantwortung, ist frei. Aus dieser

Sicht findet er das sehr positiv, weil jeder sein eigenes Leben leben soll und für sich selbst entscheiden kann. Andererseits sagt er, es widerstrebe sich etwas in ihm, wenn er sieht, dass Menschen mit 30 oder gar 40 Jahren nur für sich selbst leben: „Sono un pó egoista, credo.“ Denn: Diese Menschen haben noch nichts erreicht. Die einzige Familie, die sie haben, sind ihre Eltern und auch diese werden früher oder später sterben – und dann?

Bereits mit 19 Jahren ist Yerzhan nach Italien gekommen und deswegen hat sich auch ein Teil seiner Persönlichkeit hier entwickelt. Obwohl anfangs alles ziemlich neu und komisch schien, hat sich der junge Kasache mit den Jahren an die neue Lebenslage angepasst. Wenn er jetzt in sein Heimatland fährt, fühlt er sich auch manchmal fremd. Gewissermaßen als eine Mischung beider Lebensweisen sieht er sich dann.

„Ma mi piace pensare che il mondo é tondo.“ Denn durch die Globalisierung könnten die Menschen

so gut wie alle Länder bereisen und verschiedene Kulturen kennenlernen. Wichtig sei nur laut dem jungen Studenten: „Dobbiamo solo vivere con una mente piú aperta“.

Auch Yerzhan hat noch letzte Worte an die Skolast-Le-

serschaft mitzuteilen: „Viaggiare, viaggiare, viaggiare! Studiare, studiare, studiare.“ Denn: In Europa haben die Menschen den großen Vorteil, einfach und relativ billig in andere Länder reisen zu

können. Im Vergleich dazu, liegen in Kasachstan über tausend Kilometer zwischen den meisten Städten und reisen ist sehr beschwerlich. Auch zum Lernen rät er uns herzlichst, denn ihm ist aufgefallen, dass in Europa zunehmende Ignoranz gegenüber dem großen kulturellen Erbe herrscht.

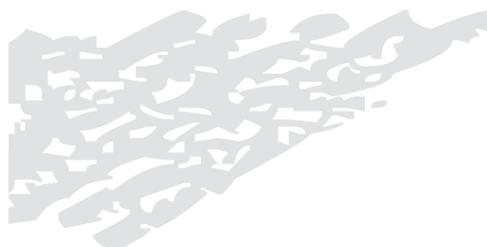
Ich bin sehr dankbar, dass ich diese Erasmus-Erfahrung in Florenz machen darf. Die hier vorgestellten und viele andere Menschen machen dieses Jahr zu einem ganz besonderen. Ich kann allen nur empfehlen eine Zeit lang als internationaler Student in einem anderen Land zu studieren, denn wenn wir dazu gemacht wären, nur an einem Ort zu bleiben, hätten wir Wurzeln anstelle von Füßen. ;-)

„Ma mi piace pensare che il mondo é tondo.

Dobbiamo solo vivere con una mente piú aperta.“



Anna Bacher studiert Politikwissenschaft und Geschichte an der Universität Salzburg. Neben ihrem Studium ist die 21-jährige „Pseirerin“ leidenschaftliche Kletterin, lernt gerne neue Menschen kennen und interessiert sich fürs aktuelle politische Geschehen. Im Moment verbringt sie einen einjährigen Erasmus-Aufenthalt im schönen Florenz, weshalb sie auch diesen Artikel zu dieser Skolast-Ausgabe beigesteuert hat.

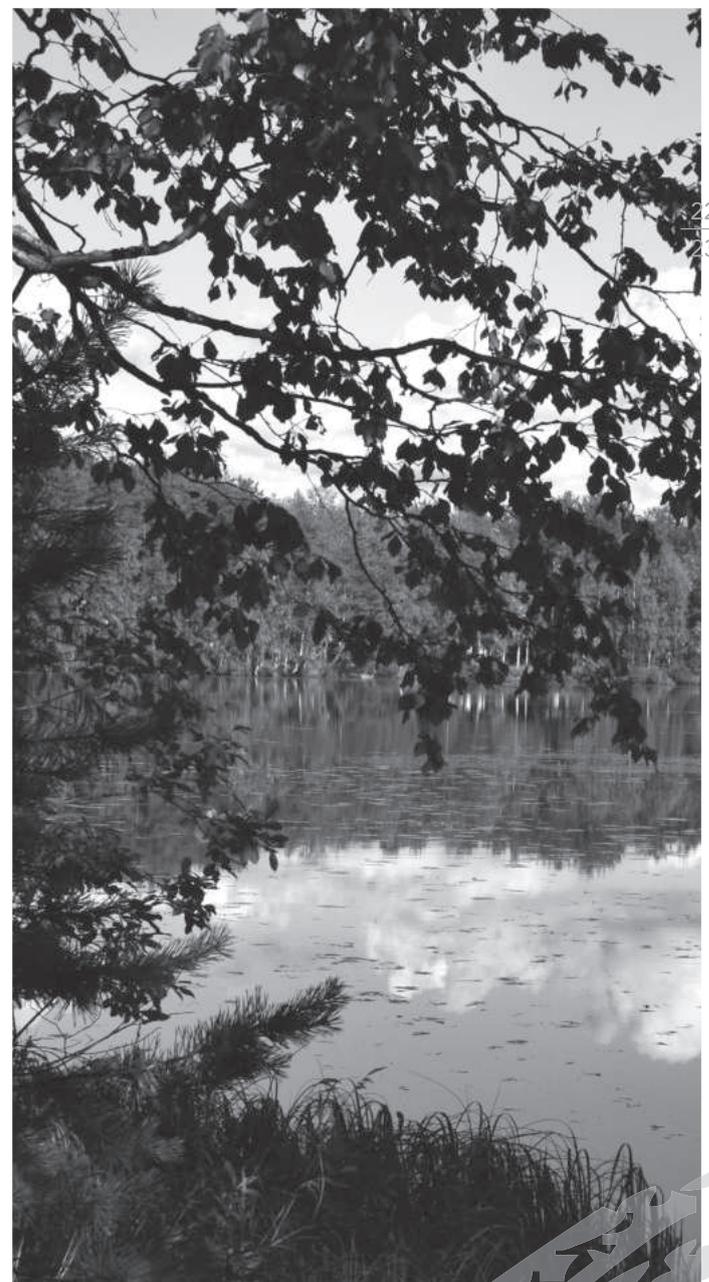


Die finnische Sprache – Grenzen überschreiten

Ich verbringe gerade ein Erasmus-Auslandsjahr in Finnland. Bevor ich hierhergekommen bin, habe ich finnisch noch nie richtig gehört, gelesen oder gelernt. Vielleicht ein Fehler? Die erste Begegnung mit der finnischen Sprache hat dann schließlich doch stattgefunden – am Flughafen in Helsinki. Ich wollte mein Gepäck aufgeben, als mich der junge Mann am Schalter etwas auf Finnisch fragte. Ich schaute ihn aufmerksam an und gab wahrscheinlich den Anschein, als ob ich ihn verstehen würde. Er merkte nicht, dass ich keine Ahnung hatte, wovon er sprach. Als er seine Frage gestellt hatte, schaute ich ihn entschuldigend an und mit einem fragenden „sorry?“ konnte ich ihm etwas Englisch entlocken. Auch in Oulu, meiner Erasmusstadt, habe ich schnell erfahren, dass eigentlich alle einigermaßen gutes Englisch sprechen; so wäre der finnische Sprachkurs eigentlich überflüssig. Trotzdem ist es ein komplett anderes Gefühl, wenn man in einem Land lebt und die Sprache dieses Landes auch sprechen kann. So fühlt man sich als gehöre man trotzdem dazu. Wenn man sich immer auf Englisch verständigen muss, kommt man sich vor wie ein ewiger Tourist. Außerdem erfordern die einfachsten, alltäglichen Sachen (zum Beispiel im Supermarkt einkaufen) die größte Mühe.

Nach einigen Wochen „Survival Finnish“ gab es dann die ersten Erfolgsmomente. Als ich mit einigen Austauschstudenten und Finnen am See ein Lagerfeuer machte, und wir Pancakes und Würstchen brieten, fragte ein finnischer Student eine Finnin: Mikä sun nimi on? (Wie ist dein Name?). Unter den Erasmusstudenten hat sich große Freude und Aufregung verbreitet. Endlich konnten wir die ersten Sätze verstehen! Je mehr man versteht, desto größer ist die

„Mikä sun nimi on?“



Freude an der finnischen Sprache. Seit dem Tag höre ich Finnen sehr aufmerksam zu, wenn sie sich unterhalten und versuche einzelne Wörter zu verstehen (klingt einfacher als es ist; aber Finnisch gehört nicht zur Familie der indogermanischen Sprachen und deshalb haben die meisten Wörter keine Verbindung zu irgendeiner anderen Sprache, die ich spreche). Ich hoffe, dass ich mich am Ende meines Erasmusjahres mit den Bewohnern dieses exotischen Landes unterhalten kann, zumindest auf einer small-talk-Ebene.



Lisa Marie Mahlke ist 20 Jahre alt und studiert Germanistik und Anglistik/Amerikanistik in Salzburg. In ihrer Freizeit widmet sie sich gerne dem Lesen, der Musik, dem Skifahren und der Fotografie. Zurzeit ist die gebürtige Meranerin im hohen Norden Europas, in Finnland, unterwegs, wo sie ein Erasmusjahr absolviert.



Die Jahre ziehen ins Land. Vom Renteninstitut habe ich nichts gehört. Auf Nachfrage bei meinem Patronat stellt dieses eine Nachforschung beim Institut an. Der Antrag sei ordnungsgemäß eingegangen, bearbeitet worden sei er halt noch nicht, heißt es gut zwei Jahre nach Antragstellung. Also weiter warten. Nach ca. zweieinhalb Jahren werde ich selbst mal am Schalter meines Sozialversicherungsinstituts (dem istituto nazionale della previdenza sociale, kurz INPS) vorstellig, um nach dem Stand der Dinge zu fragen. Der Zufall will es, dass mein Antrag just am Tag vorher vom Institut bearbeitet worden ist. Ich bekomme vom Beamten schriftlich eine (wenngleich noch provisorische) Zusammenstellung übermittelt. Darin ist auch der mit Spannung erwartete Betrag enthalten, den ich eventuell einzahlen könnte. Auch die 120 Raten sind mustergültig eingetragen. In nächster Zeit ist der erste Teilbetrag fällig, auch das Fälligkeitsdatum der letzten Zahlung in zehn Jahren ist schon genau angegeben. Ich brauche jetzt bloß noch auf das offizielle Genehmigungsschreiben warten (kommt mit der Post, früher oder später), dann kann ich gewissermaßen loslegen. Soweit, so gut.

An den dettagli der vorläufigen Mitteilung kann ich inzwischen auch die konkrete Zeitspanne ablesen, für welche sich überhaupt die Gelegenheit einer Nachversicherung bietet. Laut Reglement dürfen ja ausschließlich jene Zeitabschnitte nachgekauft und somit nachversichert werden, die innerhalb der sogenannten Mindeststudiendauer eines jeweiligen Studienganges liegen, nicht aber jene Zeiten, die man eventuell über diese gesetzliche Dauer hinaus studierend verbummelt hat – und im Rahmen des derart festgelegten Zeitraums auch nur jene Wochen selbstverständlich, die nicht ohnehin bereits (aufgrund einer Arbeitstätigkeit) versicherungstechnisch abgedeckt worden sind. Da ich als Student im einen Jahr ausgiebiger, im anderen Jahr weniger ausgiebig und im nächsten Jahr frisch gar nicht gearbeitet habe, fällt die Bilanz der jeweils nachkaufbaren Perioden von Jahr zu Jahr recht unterschiedlich aus. So sind es schon mal volle 52 Wochen, die potentiell nachgekauft werden können, dann aber auch nur 39 Wochen, oder gar nur 26. Ich bin kleinkrämerisch veranlagt und mache mir die Mühe, die jeweiligen vom Institut angegebenen periodi riscattabili auf deren Richtigkeit zu überprüfen, indem ich sie mit meinen bereits versicherten bzw. nicht versicherten Zeiten – auch selbige Auflistung kann man beim INPS einholen – abgleiche; und siehe da: das INPS hat sich bei den nachkaufbaren periodi um 13 Wochen vertan. Also wieder hin zur Filiale des Instituts. Am Schalter

komme ich wieder zum bereits bekannte Beamten, der mir die behelfsmäßige Aufstellung zugespielt hat. Das Anliegen ist schnell vorgebracht: Berichtigung der falsch ermittelten Wochenzahl. Er selbst könne das nicht machen, ich solle direkt bei der zuständigen Sachbearbeiterin in der Dienststelle für Versicherungspositionen vorstellig werden. Er dirigiert mich hinter seinen Schreibtisch, durch eine Hintertür gelangen wir in den für die Allgemeinheit unzugänglichen Trakt. Mit dem Aufzug fahren wir in den ersten Stock und begeben uns ins Büro der gesuchten Sachbearbeiterin. Sie ist nicht auffindbar. Ich soll nächste Woche wieder kommen. Passt.

Ich bin wieder da und melde der Portierin, dass ich rauf in die Dienststelle für Versicherungspositionen will. Ob ich einen Termin habe. Habe ich nicht. Die Portierin telefoniert in den ersten Stock. Die Sachbearbeiterin sei da, ich darf weiter zum Aufzug. In der Dienststelle angekommen, erkläre ich der Dame, worin der Fehler im calcolo liege: dass gut 13 Wochen mehr als von ihr veranschlagt bereits versicherungsmäßig abgedeckt seien; dass ich also von Rechts wegen gar nicht so viele Wochen, wie sie mir insgesamt zugestanden habe, nachkaufen dürfe. Als Anhaltspunkt lege ich ihr meinen estratto conto previdenziale vor, den ihr Haus (um nicht zu sagen: ihre Dienststelle) redigiert und herausgibt. Sie gibt mir unumwunden Recht, im Raum kommt Peinlichkeit auf. Die periodi settimanali für

den riscatto müssen neu kalkuliert, der alte Bescheid storniert, ein aktualisierter Bescheid zugestellt werden. An sich kein Problem. Blöd sei allenfalls, dass der erste Schrieb (mit der falschen Kalkulation) bereits

„tatsächlich ist mir die Verzögerung ziemlich egal – ich warte eh schon bald drei Jahre auf die Genehmigung“

postalisch unterwegs zu mir sei. Bei Erhalt sei dieser folglich unter allen Umständen zu ignorieren. Werde ich befolgen. Bevor ich mich verabschiede, gibt es wegen des Fehlers noch ein allgemeines Bedauern, da sich durch die Berichtigung desselben nun die ganze Geschichte weiter verzögere. Ich gebe mich ebenfalls bedrückt, tatsächlich ist mir die Verzögerung ziemlich egal – ich warte eh schon bald drei Jahre auf die Genehmigung meines Antrags. So verlasse ich die sede, völlig überzeugt, dass von nun an mit größter Sorgfalt an meine Akte herangegangen wird.

„Ich gebe niemals auf...“ Erfahrungsbericht eines syrischen Migranten

Seit einigen Jahren ist die Flüchtlingspolitik ein immer präsenes, viel diskutiertes und kontroverses Thema in Europa. Jedoch ist es manchmal schwer, sich vorzustellen, außerhalb der Grenzen Europas zu leben oder eben von dort flüchten zu müssen. Hier folgt ein authentischer Bericht eines Flüchtlings, der in Salzburg lebt.

Ich bin Syrer und seit zwei Jahren bin ich hier in Österreich. Ich bin Anwalt von Beruf und in der Stadt Aleppo aufgewachsen. Aleppo liegt im Norden Syriens und hat circa vier Millionen Bewohner. Es ist die erste Wirtschaftsstadt in Syrien. Als der Krieg in Aleppo im Jahr 2012 begonnen hatte, haben viele Leute die Stadt verlassen. Im Krieg wurden auch Luftbomben eingesetzt. Aleppo ist die gefährlichste Stadt der Welt. Im Jahr 2015 hat meine Reise nach Europa begonnen, wie für alle erwachsenen syrischen Leute, die nicht zum Militär gehen wollten. Im Jahr 2015 habe ich mich schon entschieden, wegen des starken Krieges meine Heimat



zu verlassen. Die Reise damals begann in Syrien; zuerst ging es mit dem Bus nach Libanon, dann von Libanon mit dem Schiff in die Türkei. Dort hat das Abenteuer angefangen. In der Türkei muss man einem Schlepper tausend Euro bezahlen und mit einem Gummiboot mit 35 Personen nach Griechenland fahren. Es ist sehr schlimm. In Griechenland steht das Boot auf einer Insel und sofort kommt die Polizei und fertigt uns die Papiere aus, damit sie uns nach Athen schicken können. Dann kommt der nächste Schritt: die Grenze zwischen Griechenland und Mazedonien überschreiten. Es war in der Nacht und wir waren circa 20 Personen, die ganz Mazedonien auf den Eisenbahnschienen zu Fuß durchwandert haben. Das dauerte circa vier Tage. Dann waren wir in Serbien. Dort machten wir eine Pause in einer Pension nach dieser „zachen“ Reise durch Mazedonien. In Serbien haben wir uns noch mal mit



einem Schlepper getroffen und jeder bezahlte circa tausend Euro, nur um nach Budapest zu kommen. In Budapest mussten wir nochmal tausend Euro für ein Taxi nach Wien bezahlen, aber circa 30 km vor der Stadt hat uns die Polizei festgenommen. Damals war mein Ziel Deutschland und nicht Österreich. Als ich nach Österreich gekommen bin, habe ich mit 15 Personen in einem Haus in dem Dorf Faistenau gewohnt. Das ist circa 30 km von Salzburg entfernt. Ich habe mit Deutsch auf YouTube angefangen und viele nette Leute haben uns im Dorf geholfen, Deutsch zu lernen. Danach habe ich mich im Flüchtlingsprogramm an der Uni Salzburg angemeldet. Was am schlimmsten ist, ist der Unterschied zwischen Dialekt und Hochdeutsch, aber ich gebe niemals auf, bis ich die Sprache nicht perfekt spreche und mein Ziel erreicht habe.



Samer Tammas ist 29 Jahre alt und kommt, wie er uns in seinem Artikel schon verrät, aus Aleppo in Syrien, wo er sein Studium der Rechtswissenschaften abgeschlossen hat. Seit zwei Jahren lebt er in Österreich und interessiert sich neben seiner Arbeit auch für Politik und Sport.

Im grenzenlosen Universum zu Hause

Die Astronomie ist eine der ältesten Wissenschaften. Als unsere Vorfahren in den pechschwarzen Nachthimmel blickten, funkelten ihnen tausende von Sternen entgegen, und ein weites, "milchiges" Band, eine Ansammlung von Milliarden von Sternen, die unsere Galaxie, die Milchstraße, bilden, spannte sich quer über den Himmel. Dieser Anblick wiederholte sich in jeder wolkenlosen Nacht und löste bestimmt Staunen und Ehrfurcht aus; etwas Gewaltiges, viel größer und mächtiger als unsere alltägliche Umgebung, existiert jenseits der Grenzen unserer Erde. Unerwartete Himmelsereignisse stürzten unsere Vorfahren in Angst und Schrecken; das Erscheinen eines Kometen oder eine Sonnenfinsternis wurden als unheimlich empfunden und als Vorboten von Unheil. Ob manchmal angsteinflößend oder als gewohnte Himmelskulisse beruhigend, der Nachthimmel war unser steter Begleiter. Wir stellten uns vor, dass die Sterne Bilder von Tieren, Gegenständen, oder mythologischen Figuren darstellten; dadurch konnten wir uns am Himmel zurechtfinden, und in gewisser Hinsicht verbanden wir die Erfahrungen auf der Erde mit jenen im unerreichbaren Reich der Gestirne.

Für lange Zeit war die Astronomie mehr oder weniger auf Himmelsmechanik beschränkt; die Sterne, Planeten, der Mond und die Sonne schienen in gewissen Bahnen um die Erde zu kreisen, und ihre Positionen konnten vorhergesagt werden. Diese Erkenntnis der Regelmäßigkeiten in den Himmelsbewegungen hatte viele praktische Anwendungen, wie die Entwicklung eines Kalenders oder die Navigation auf den Weltmeeren. Mit der kopernikanischen Revolution des Weltbildes im 16. Jahrhundert wurde unser Platz im All zurechtgestellt: Wir sind nicht das Zentrum des Universums, um das sich die Sonne und die anderen Planeten drehen, sondern ein kleiner Planet, der um einen durchschnittlichen Stern kreist. Dies war ein monumentaler Wandel für unsere Weltsicht, der nicht reibungslos vor sich ging; althergebrachte Institutionen und die Kirche fühlten sich bedroht, und nur mit der Zeit konnte das neue Weltbild als selbstverständlich angenommen werden. Weitere Veränderungen in unserer Auffassung des Universums folgten erst in den letzten hundert

„Wir sind nicht das Zentrum des Universums, um das sich die Sonne und die anderen Planeten drehen“

Jahren: Unsere Sonne ist nur einer von Milliarden von Sternen in unserer Galaxie, und diese ist wiederum nur eine von Hunderten von Milliarden Galaxien im Kosmos. Die Anzahl von Sternen im Universum ist überwältigend; seit einigen Jahren wissen wir auch, dass fast alle Sterne Planeten haben könnten, mit einigen, die bestimmt der Erde ähnlich sind.

Heutzutage ist die Astronomie eine faszinierende Wissenschaft, die dank der vielen beeindruckenden Bilder kosmischer Phänomene grundsätzlich allen Menschen zugänglich ist. So kann jeder bewundern, wie junge Sterne in bauschigen Wolken aus Gas und Staub geboren werden, oder wie zwei Galaxien zusammenstoßen und dabei Ströme von Sternen auswerfen. Viele Wunder des Kosmos können mit den Gesetzen der Physik erklärt werden. Die gleichen Gesetze, die auf der Erde gelten, sind auch in den unermesslichen Weiten des Alls gültig. Dabei kann man im Weltall die Extreme dieser Gesetze messen, so wie bei Schwarzen Löchern, die eine unheimliche Gravitationskraft ausüben und jedes Objekt, das zu nahe kommt, in seine Bestandteile zerreißen. Als Astronomen suchen wir stetig nach neuen Erkenntnissen, mit Beobachtungen kosmischer Phänomene und mit Modellen, die diese Phänomene zu erklären versuchen; manchmal werden Fortschritte nur mühsam gemacht, aber ab und zu kommt ein Durchbruch oder sogar eine bahnbrechende Erkenntnis. Zum Beispiel hatten Astronomen im letzten Jahrhundert herausgefunden, dass sich unser Universum ausdehnt; alle Galaxien, so auch unsere Milchstraße, entfernen sich immer mehr voneinander als Folge des Urknalls, mit dem vor fast 14 Milliarden Jahren unser Universum begann. Allerdings haben genauere Daten gezeigt, dass sich diese Ausdehnung beschleunigt, was auf eine mysteriöse „dunkle Energie“ im Universum hinweist. Wir wissen nicht, was diese Energie ist und was sie verursacht hat, aber ihr Effekt auf das ganze Universum kann gemessen werden. Zukünftige Weltraumteleskope werden unter anderem diese dunkle Energie weiter unter die Lupe nehmen.

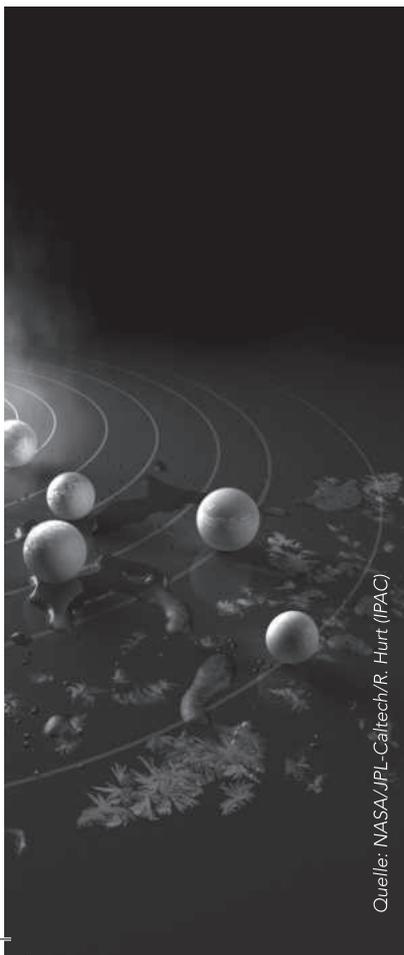
Durch astronomische Forschung dringen wir immer weiter und tiefer in den Kosmos vor. Unsere Beobachtungen verbinden die Vergangenheit mit der Zukunft. So forschen wir nach den ersten Galaxien und Sternen, die nach dem



Urknall entstanden sind. Das Licht dieser ersten Sterne war mehrere Milliarden Jahre lang durch das All unterwegs, bis es uns erreichte; je weiter wir in den Weltraum blicken, umso mehr sehen wir in die Vergangenheit des Kosmos. Mit immer größeren und empfindlicheren Teleskopen können wir nicht nur weit entfernte Galaxien erspähen, sondern auch unsere Nachbarsterne genau studieren, um Planeten, die um diese kreisen, zu entdecken und zu vermessen. Ein wesentliches Ziel ist es, erdähnliche Planeten zu finden und ihre Atmosphären zu charakterisieren. Wir wollen herausfinden, ob wir alleine im All sind, ob es Leben in Hülle und Fülle gibt, oder ob die Erde besonders einmalig und einzigartig ist. Dabei nähert sich die Astronomie der Philosophie: Wer sind wir eigentlich? Gibt es auf anderen Welten Lebewesen so wie wir, die sich ihrer Existenz bewusst sind, ihre Umgebung erforschen und mit Technologie langsam in den Weltraum vordringen? Eines Tages werden wir diese Fragen beantworten können. Dies wird zu einem neuen Wandel in unserem Weltbild führen, aber auch neue Fragen aufkommen lassen. Es ist schwer vorherzusagen, wohin uns unsere Forschung führen wird. Es ist wie eine Reise, bei der man eine gewisse Ahnung vom Ziel hat, aber während der Fahrt auf viele Umwege gerät, die sich oft als interessanter herausstellen und am Ende vielleicht zu einem ganz anderen Zielort führen. Als Astronomen lernen wir über das Universum; es ist die größte Entität, die wir studieren können, und

„Wer sind wir eigentlich?“

auch wenn wir die Grenzen unserer Erkenntnis immer weiter hinausschieben, werden wir bestimmt auch in Tausenden von Jahren noch nicht alle Rätsel des Kosmos gelöst haben. In diesem Sinne ist die Astronomie eine grenzenlose Wissenschaft, die Forschern immer wieder neues Material zum Analysieren und Studieren bietet. Das Universum an sich hat auch keine Grenzen. Grenzen werden nur von Menschen, und, bis jetzt, nur auf dieser Erde, aufgestellt. Schon früh haben unsere Vorfahren damit begonnen, Grenzen zu ziehen und sich von jenen abzugrenzen, die anders sind und daher als Bedrohung empfunden werden. Wir können es uns aber nicht leisten, uns abzugrenzen und nur im eigenen, beschränkten Interesse zu handeln. Wir teilen uns nämlich diesen Planeten, er ist unsere Heimat. Nur als weltumfassende Gemeinschaft können wir diejenigen Probleme lösen, von denen unser Überleben abhängt, wie der Klimawandel oder die Zerstörung und Ausbeutung von Ökosystemen und Ressourcen. Es ist hoffentlich nicht ein naiver Wunsch, dass die Astronomie dazu beiträgt, dass mehr Menschen eine „kosmische“ Perspektive entwickeln, die sich so auswirkt, wie der Anblick des dunklen Nachthimmels auf unsere Vorfahren: vielleicht etwas ernüchternd, vielleicht etwas angsteinflößend, aber auch befreiend und ermächtigend, da unsere alltäglichen Sorgen etwas schrumpfen, und wir uns als Teil des grenzenlosen Universums fühlen können.



Quelle: NASA/JPL-Caltech/R. Hurt (IPAC)

Elise Furlan ist 43 Jahre alt, in Bozen geboren und in Leifers aufgewachsen. Sie studierte Astronomie an der Universität Innsbruck und schloss dort das Studium im Juni 1999 mit einem Magistertitel ab. Nach dem Abschluss Doktorats in Astronomie an der Cornell Universität im US-Bundesstaat New York, arbeitet sie seit Jahren am Caltech in Pasadena, Kalifornien, wo sie unter anderem Exoplaneten erforscht. Aus dieser Begeisterung sowie dem Interesse für die menschliche Herkunft, die Biologie, und die Geschichte, ist teilweise die Idee für diesen Artikel entstanden. Die Astronomie sieht sie demnach auch als eine weltentrückte Wissenschaft, die Menschen aber auch begeistert, inspirieren und vielleicht globaler (und dadurch „grenzenloser“) denken lässt.



Geflohen und in der Freiheit ein neues Zuhause gefunden

Grenzen hat der heute 33-jährige Keivan schon viele gesehen und gespürt: Egal ob er wegen seines politischen Engagements hinter Gitter gesperrt wurde oder bei seiner Odyssee am Unterboden eines Lkws durch halb Europa fuhr – über Schicksalsschläge und unzählige Hürden auf dem Weg in die Freiheit hat er mit dem „Skolast“ gesprochen.

Geflüchtet, um das eigene Leben zu retten. Dafür hat Keivan aus dem Iran in den letzten Jahren viele Grenzen überschritten, legal und illegal, an mehreren Plätzen in Europa gelebt und ist seit nunmehr fast vier Jahren in Südtirol ansässig. „Ich glaube aber nicht, dass ich für immer in Südtirol bleiben werde und dass ich schon alle Grenzen gesehen habe. Ich bin wie ein Stück Holz auf einem Fluss: Wohin dieser Fluss fließt, dorthin werde ich gehen“, erklärt Keivan heute, fast acht Jahre nach dem Beginn seiner Flucht aus seinem Heimatland, dem Iran. Auch eine Rückkehr in den vorderasiatischen Staat, in dem die kurdische Minderheit seit Jahrzehnten von der sunnitischen Mehrheit unterdrückt wird, schließt Keivan nicht aus, sollten sich die politischen Umstände ändern. Der 33-jährige ist iranischer Kurde, der wegen seines politischen Engagements für sein Volk verfolgt wurde und deshalb 2010 flüchten musste.

Ein ähnliches Schicksal, das im Leben des jungen Mannes bereits öfters auftrat. Denn: Auch seine Mutter hatte sich für die Kurden im Iran politisch engagiert und wurde wohl deshalb von den iranischen Behörden hingewiesen. Wenige Tage nach Keivans Geburt im März 1984 hinter den Gefängnismauern der nordiranischen Stadt Saqqez, rund 600 Kilometer von der Hauptstadt Teheran entfernt. Die nächsten 21 Jahre im Tumult zwischen familiärem und weltlichem Geschehen zeichnen Keivan bis heute: Immer wieder greifen feindliche Flugzeuge das Dorf an, in dem der kleine Junge zusammen mit seiner Pflegefamilie lebt, und die Bewohner während dieses Ersten Golfkrieges (1980-1988) dazu zwingt, ihre Häuser zu verlassen und in die umliegenden Berge zu fliehen. Auch sonst ist Keivans Kindheit von Angst geprägt: körperliche Gewalt, das Verbot, seine Muttersprache, das Kurdische, in der Öffentlichkeit zu sprechen. Schon als Kind arbeitet er viele Stunden bei

„Ich bin wie ein Stück Holz auf einem Fluss: Wohin dieser Fluss fließt, dorthin werde ich gehen.“

sei seinem Pflegevater im Obst- und Gemüseladen, nach dem Schulabbruch dann in einer Erdölraffinerie im Süden des Landes. Hier zeigt sich erstmals Keivans politisches Engagement für sein Volk, die unterdrückten Kurden im Iran. Als Mitglied der marxistisch-leninistischen Partei Komala, die sich bis heute für einen kurdischen Staat einsetzt, ist er am Druck und an der

Nacht-und-Nebel-Verteilung einer politischen Zeitschrift beteiligt. „Frei seine Meinung zu äußern, das war strikt verboten“, erinnert sich Keivan, den wir unweit des Bozner Waltherplatzes in einer kleinen Bar treffen.

Auch eine militärische Ausbildung bei Kurden im Irak absolviert er in dieser Zeit – eine Zeit des Überwachens und des Verhörens durch die zentralstaatliche Obrigkeit beginnt, Keivan bleibt aber vorerst ein freier Mann.

Mit 21 Jahren stirbt sein für iranische Verhältnisse wohlhabender Vater. Damit verliert Keivan von einem





Tag auf den anderen seine Familie. „Bis dahin wusste ich nicht, dass ich nicht der leibliche Sohn dieser Familie war“, erzählt Keivan nachdenklich. Weil er ein sunnitischer Kurde ist und der Rest seiner vermeintlichen Familie mehrheitlich schiitisch, wird ihm sein „Erbe“ verwehrt, doch Keivan will sich vor Gericht wehren, Schimpfwörter inklusive. Die Folge: Sechs Jahre Gefängnis, drei davon ohne je einen Fuß nach draußen zu setzen. Bis heute zeugt eine 20 Zentimeter lange Narbe am Bauch von der regelmäßigen Gewalt, die Keivan in dieser Gefängniszeit erfährt. Einen späteren Freigang nutzt der damalige 24-jährige, um nach Europa zu fliehen und so sein Leben zu retten.

Dafür ist er an der griechischen Küste auch bereit, in ein rund 13 Meter langes Schiff, auf dem bereits mehr als 50 weitere Personen auf die Überfahrt über das Mittelmeer warten, zu steigen. Eigentlich wollte er nach der Überfahrt mit einem Boot von der Türkei nach Griechenland kein Schiff mehr besteigen, denn auch

er hatte von den vielen Menschen gehört, die bei der Überfahrt in den Fluten des Mittelmeeres ihr Leben lassen mussten. Dafür hatte er einer Schlepperbande sogar eine horrende Summe – 3.250 Euro waren es, wie sich Keivan noch genau erinnert – für ein Flugticket nach Europa bezahlt. Doch eines Nachts kamen die Schlepper zu ihm und sagten nur: „Entweder du steigst in das Schiff oder du wirst erschossen.“ Voll überfüllt, eine Person über der anderen sitzend, wird auch aus dem größeren Schiff, das die Schlepper versprochen haben, nichts – Keivan weiß, dass er mit dem Schiff, das unter türkischer Flagge normalerweise als Touristenboot fungiert, sein Leben riskiert. Dennoch ist die Sehnsucht nach Freiheit größer als seine Angst zu sterben. Auch in Hinblick auf die aktuellen Migrationsbewegungen ist für Keivan, der mittlerweile in Auer wohnt, klar: „So lange es Kriege

gibt, werden die Menschen fliehen, um ihr Leben zu retten.“

„Dennoch ist die Sehnsucht nach Freiheit ist größer als seine Angst zu sterben.“

Dafür riskieren sie wie Keivan in einer Nussschale auf dem Mittelmeer ihr Leben.

Doch auch in Italien wartet auf Keivan – wie für so viele andere – nicht die ersehnte Freiheit: Nach mehr als zwei Tagen auf See klicken am italienischen Festland erneut die Handschellen für den jungen Iraner, Fingerabdruckabnahme inklusive. Das Dublin II-Abkommen aus dem Jahr 2003 sieht das so vor. Auch wenn er demnach in Italien bleiben müsste, will er weiter nach England zu einem Freund. Mit ein wenig Geld und ohne gültige Papiere, nur Kurdisch und Persisch sprechend, und mit Hilfe von befreundeten Kurden schlägt er sich durch bis nach Frankreich. Nachdem ein polizeiliches Ultimatum, Frankreich nach sieben Tagen zu verlassen und in sein Erstaufnahmeland Italien zurückzukehren, nicht einhaltbar ist, schläft er in Parks, hat kein Geld mehr, magert stark ab. Dazu kommen immer wieder polizeiliche Aufgriffe, dann nach sechs Monaten das Angebot, den Fingerabdruck in Italien löschen und in Frankreich bleiben zu können. Doch Keivan will das nicht, er will auf eigenen Füßen stehen. „Immer wurde gesagt, dass wir am nächsten Tag in England sind, doch immer landeten wir am nächsten Tag auf der Polizeistation. Für mich war dann umso klarer: Ich muss meinen Weg alleine finden.“

Er schafft es tatsächlich: Die südenglische Stadt Dover fast vor Augen, verlässt er angebunden an den Unterboden eines Lkws die Fähre. Durch die vergangenen französischen Monate ist er braungebrannt wie ein afrikanischer Flüchtling. Es regnet, vom Boden spritzt Sand auf sein Gesicht, die Angst vor dem Tod. Alles geht gut, Keivan findet Arbeit in einem Kebab-Laden

im Norden Englands, wohnt zusammen mit einem Afghanan in einem Flüchtlingshaus. Doch als er eines Tages nach elf Monaten wie jeden Mittwoch zur Unterschrift in die Polizeistation kommt, trifft es ihn wie ein Schlag: Er muss zurück nach Italien. Eigentlich hatte es für ihn geheißen: Nach sechs Monaten kann sein Fingerabdruck in Italien gelöscht und ein neuer Aufenthaltantrag gestellt werden.

Nun ist diese Hoffnung aus und vorbei. Rückkehr nach Italien, elf Monate wartet er im Flüchtlingslager Brindisi bis er endlich als politischer Asylant anerkannt wird und gültige Dokumente bekommt. Die Worte des Polizisten beim Aushändigen der Dokumente, mehrere Monate nachdem Keivan wegen eines Streits das Lager verlassen und unter Brücken geschlafen hatte, sind prägend für die weitere Reise in die Freiheit: „Wir wollen, dass du lernst. Es ist kein schönes Leben, wenn du immer betrunken bist und wenn du dein Leben so weiterführst, dann landest du auf der Straße. Aber du musst dich ändern, du bist gekommen, um dich zu ändern.“ So lässt er später auch Deutschland hinter sich, wo ein gemeinsames iranisches Restaurant nicht genug zum Leben für ihn und einen Freund abwirft und er nicht aus dessen Tasche leben will. Er will ordnungsgemäß arbeiten, doch findet er auch nach Monaten keine Arbeitsstelle. Auch in Finnland, wo Freunde ihm Arbeit versprochen hatten, darf der junge Kurde nicht arbeiten. Ein Streit mit einer Frau, die er in Helsinki kennenlernt, mit der er übers Heiraten spricht und der mit dem Vorwurf endet, er wolle sie nur heiraten, um in Finnland bleiben zu können, sind für Keivan Grund genug, sich seinem Schicksal zu beugen und nach Italien zurückzukehren. „Ich will nicht illegal leben, nirgends schwarzarbeiten. Ich will mit

*„Wir wollen, dass du lernst.
Aber du musst dich ändern,
du bist gekommen, um
dich zu ändern.“*

meinen Dokumenten in Ordnung sein“, sagt er heute.

So besucht er mehrere Kurse, lernt Italienisch, kann arbeiten. Aber er verdient fast nichts – und kommt im März 2014 schließlich nach Südtirol. Eine der besten Regionen Italiens, hatte man ihm gesagt, in der er auch Arbeit finden würde, wenn er arbeiten wolle. Er hat zwar kein Geld, aber er will etwas aus seinem Leben machen und hofft, endlich ein Zuhause zu finden, wo er bleiben kann. Schließlich gelingt es, eine Arbeit zu finden, um sich seine Unterkunft leisten zu können.

„Mein Ziel ist es, eine reguläre Arbeit mit acht Stunden am Tag zu haben und ein fixes Gehalt zu bekommen, um autonom leben zu können. Eine autonome Person, die alle ihre Ausgaben selbst decken kann.“, erzählt er, während er an seine Bekannt-

schaften denkt, die im Iran zurückgeblieben sind. In diesem Sinne will er im heurigen Jahr auch den Staatsbürgerschaftsantrag stellen: Wenn er nach 18 Monaten Warten nicht autonom leben kann, soll es nach Amerika oder Kanada gehen. Denn derzeit reiche das Gehalt für Miete, öffentliche Verkehrsmittel und die notwendigen Ausgaben oft nicht aus, doch Keivan will nicht aufgeben, sich weiter fortbilden, eine Ausbildung zum Altenpfleger machen und Deutsch lernen. „Ich bin nicht hierhergekommen, um Almosen zu bitten, sondern um zu leben. Man darf nicht aufgeben, eine Arbeit zu finden und sich nicht schämen, eine Arbeit anzunehmen“, appelliert er. Als grundlegend, um die Grenzen zu den Menschen im Land abzubauen und für ein gutes Miteinander, in das man gekommen ist, sieht der junge Mann das Beherrschen der Sprache an, die dort gesprochen wird. Das gelte an allen Orten dieser Erde – egal wohin sich Keivan noch wie ein Holzfloß treiben lässt.



Manuel Gruber ist 21 Jahre alt und studiert Kommunikationswissenschaft und Politikwissenschaft in Salzburg. Der begeisterte Nachwuchsjournalist will mit diesem Beitrag aufzeigen, dass hinter den massenmedialen Berichterstattungen über Menschen, die wegen Krieg und der Sorge um ihr Leben aus ihren Heimatländern fliehen, oft bewegende Schicksale stecken. Daneben engagiert sich der junge Vinschger gerne ehrenamtlich und ist an politischen Ereignissen sehr interessiert.



L'Asus.sh vista da me, un italiano a Trento

Ricordo perfettamente il caldo giorno d'estate in cui Tobias, il mio attuale coinquilino nella sede dell'Asus di Trento, mi aprì la porta per mostrarmi quella che sarebbe diventata la mia futura casa. Quante paure e quante ansie affollavano la mente di due matricole che si accingevano ad iniziare il loro primo anno di università! Ci si muoveva a tentoni per trovare un nuovo equilibrio. Guardando gli studenti del primo anno adesso mi dimostrano sempre più quanto la realtà che crediamo di dominare, di avere in pugno, sia estremamente più fragile di ogni certezza. Oggi sembra tutto un ricordo bello e lontano, nessuno dei due si aspettava probabilmente di crescere così tanto in un solo anno, in ogni aspetto della nostra vita, nel quotidiano così come nell'approccio agli studi.

In quel momento, tuttavia, non potevo sapere che non si stavano aprendo soltanto le porte della mia carriera universitaria, ma anche quelle di un altro universo, a me sconosciuto prima di allora: la cultura altoatesina.

Già dalle prime conversazioni con il mio coinquilino ero entusiasta all'idea di sentirmi incluso in questa realtà; l'Asus in tal senso ci ha fatto sentire a casa fin dai primissimi giorni. Ma non si è trattato solo di questo. Dalla storia dell'Alto Adige, da cui sono rimasto completamente affascinato, alla scoperta di luoghi, culti, tradizioni: ho iniziato a sentirmi anche io (seppur come osservatore) parte di questa accogliente comunità.

I nostri "aperitivi" di Trento non sono eventi giganteschi (come ho avuto modo di vedere in altre sedi), ma hanno tutti gli ingredienti giusti per passare ore serene e piacevoli. Sì, perché è proprio durante i nostri incontri a Trento che ho avuto modo di imparare tanto. Dalla lingua, in primis, che spero di migliorare presto, alla cucina, le ricette tipiche, i modi di parlare, sentire, leggere gli avvenimenti e vivere la quotidianità.

Mi è sempre piaciuto vedere la storia non solo come una "raccolta" di grandi eventi ma anche, e soprattutto, come l'insieme delle piccole storie, personali e non,

che ciascuno di noi si sente di condividere. Mai prima di conoscere l'Asus mi era capitato di imparare la storia così, vivendola sulla mia pelle a trecentosessanta gradi: una storia fatta di tante piccole lampadine che si accendono e ricollegano fatti, eventi e luoghi alle persone ed alle esperienze di vita quotidiana. Una storia "chiacchierata", insomma, tra una birra ed una castagnata. Non esagero nel dire che, seppur ci vediamo solo una volta ogni due settimane, sento tutti loro come una piccola famiglia e sono orgoglioso di far parte di questo gruppo. Credo sia doveroso, a questo punto, condividere con l'impavido lettore che mi ha seguito fin qui una riflessione personale sulla cultura altoatesina che spesso ritorna nel corso dei nostri incontri. L'idea è che, dal mio punto di vista, possedere una cultura così peculiare come quella altoatesina sia davvero un motivo d'orgoglio: un'integrazione praticamente perfetta di due culture, due lingue e varie tradizioni nate da una commistione davvero unica nel suo genere, basata sul rispetto reciproco. Tuttavia, per quanto meraviglioso possa essere, il processo non sarà completo finché non si punterà in maniera ferma e decisa sugli elementi che ci accomunano piuttosto che su quelli che ci dividono, finché non si sarà pienamente consci dell'idea che la barricata non è mai stata (e non sarà mai) la soluzione.

Sono convinto che l'Alto Adige e, nel suo piccolo anche l'Asus.sh, debbano rappresentare la piena consapevolezza di appartenere ad un'unica cultura, tollerante ed accogliente. Questa potrebbe rivelarsi un'arma vincente non solo per questa regione così bella ma si andrebbe a collocare in un processo di cambiamento più generale. Calando quest'arma all'interno dell'Europa etnica, vibrante e multiculturale che speriamo non rimanga solo un sogno, ad esempio. Il cambiamento, del resto, non ha quasi mai una direzione unilaterale ma parte dalle piccole cose; è, anzi, una "somma di piccole cose" per dirla come il cantautore Niccolò Fabi.



Giuseppe Tirelli, studente di Economia e Management al secondo anno, viene da Altamura (Bari) e studia ovviamente a Trento.

Deutschsprachige Studenten in Italien

Als Südtiroler Student steht man nach der Matura vor einer Entscheidung, bei der meist der sprachliche Aspekt von großer Bedeutung ist. Fühlt man sich italienisch genug für ein Studium in Italien? Oder sieht man sich trotzdem stärker mit dem deutschen Sprachraum verbunden?

Fällt die Wahl auf eine italienische Stadt, so muss man natürlich mit einer anfänglichen Sprachbarriere rechnen, da man das Schulitalienisch trotz aller Anstrengungen wohl nicht mit einer Muttersprache vergleichen kann.

Fachbegriffe lernt man erst in der Vorlesung kennen, und auch an ortsbedingte Dialekte muss man sich erst noch gewöhnen. Obwohl man sich im Heimatland befindet, sticht ein Südtiroler doch als ein etwas anderer Italiener hervor. Neben den redseligen und emotionalen Italienern kommt man sich anfangs schon etwas still vor.

Zum Glück haben die Italiener jedoch kein Problem

damit, wenn man sich gleich mit ihnen über die langen Warteschlangen vor dem Sekretariat lamentiert, oder über die angenehmen Sitzplätze auf dem frisch geputzten Hörsaalboden.

Der Studienort soll ein Ort sein, wo sich der Student wohl fühlt, Spaß hat und sich mit großem Eifer ins Studium stürzen kann. Es geht dabei wohl eher darum, dass einen sein Studium begeistert. Schwierigkeiten kann man mit der richtigen Einstellung und Fleiß überwinden. So ist das tägliche Leben in einer italienischsprachigen Gesellschaft wohl die beste Möglichkeit, seine Sprachkenntnisse zu erweitern und seine eigene Identität zu erkunden.

Beschwerden kann man sich bei jeder Gelegenheit, wenn man sich dafür entscheidet. Wenn man sich hingegen vor Augen hält, die Sache mit Geduld und der italienischen Gelassenheit anzugehen, kann man auch die eine oder andere überflüssige Lauferei mit einem Augenzwinkern hinnehmen. Oder man beschwert sich lautstark darüber mit seinen Studienkollegen bei einem Aperitivo Lungo. Beides eigentlich nicht weiter schlimm.



Ariane Perktold ist 20 Jahre alt und studiert zurzeit Englisch und Spanisch (Lehramt) in Salzburg. Vorher hat die gebürtige Girlanerin allerdings eine Zeit lang in Verona studiert, weshalb sie auch auf das Thema für diesen Artikel gekommen ist. Neben dem Studium wandert, liest und reist Ariane gerne.



Doch bin ich, wie schon erwähnt, ein überaus besorgter Charakter, und um in Erfahrung zu bringen, ob die Sache wohl richtiggestellt wurde, begeben mich nach gut zwei Wochen wieder in die Filiale. Diesmal ignoriere ich die Dame am Portiersschalter und steuere geradeaus den Aufzug an und fahre hoch. Leider ist das angepeilte Büro verweist. Die Bediensteten seien in Urlaub. Ich soll in zwei Wochen wieder kommen. Gesagt getan. Wieder schnellen Schrittes ins Amtsgebäude. Im Augenwinkel diesmal ein anderer Portier. Ich lasse mich nicht drausbringen – im nächsten Augenblick bin ich schon im Aufzug. Oben angekommen – Dienststelle leer. Das Personal nebenan hilft mir suchen. Telefonate führen nicht zur Zielperson. Falls die Kollegin in einer riunione sei, könne es länger dauern, heißt es. Ob ich wirklich warten wolle. Ich will. Recht bald taucht die gesuchte Mitarbeiterin auf. „Ah, di nuovo Lei?“ – man kennt mich also. Soll mir recht sein, dann muss ich mein Anliegen nicht wieder von vorne bis hinten vortragen. Ich gebe zu Protokoll, dass mir mittlerweile die erste (und fehlerhafte) Genehmigung meines Antrags rekommandiert zugestellt worden sei. Als Zahlungsfrist für die erste Rate sei das Ende des inzwischen laufenden Monats vermerkt. Da ich die Zahlungsaufforderung dieses Mal ja noch verwerfen sollte, beunruhe mich ein bestimmter Hinweis im beiliegenden Infoblatt, der da laute: Sollte die Einzahlung der ersten Rate nicht (bzw. verspätet) erfolgen, so werde dies als Verzicht auf den Nachkauf (bzw. als Neuantrag zum verspäteten Zahlungsdatum) betrachtet. Ich hätte also gerne sichergestellt, dass diese Klausel in meinem mittlerweile recht speziellen Fall nicht zur Anwendung komme, dass das INPS also meine vorläufige Sparsamkeit nicht gleich als endgültigen Verzicht (bzw. Neuantrag) interpretiere – schließlich sei es ja das Institut selbst, das mir zunächst ein korrigiertes Genehmigungsschreiben mitsamt einer neuen Verfallsfrist zustellen müsse. Non preoccuparsi. Ich könne die einstweilige Frist zum Monatsende bedenkenlos verstreichen lassen, so die Sachbearbeiterin. Die Überarbeitung des Aktes sei zwar noch nicht erfolgt – ich weiß: man war letzthin in ferie – sie werde die Korrektur aber auf der Stelle besorgen. Soll mir recht sein. Die Beamtin wirft das Programm an, im Nu ist ein neuer Akt angelegt. Ich bekomme einen Auszug davon gleich mit, das neue und offizielle Genehmigungsschreiben werde sogleich verschickt. Gut zwei Monate nach Erhalt dieses neuen Schreibens werde dann die erste der 120 Raten fällig sein.

Was ich zuhause – bei der mittlerweile routinemäßigen Inspektion des Auszugs – entdecken muss, hätte

ich nicht für möglich gehalten. Die Dame war glatt imstande, die periodi riconosciuti erneut falsch zu berechnen. Statt lediglich die nachkaufbare Wochenanzahl innerhalb des an sich korrekten Gesamtzeitraumes um 13 Wochen zu reduzieren, wurde diesmal an ebendiesem Gesamtzeitraum geschraubt – eine völlige Absurdität, da dieser Zeitraum bereits durch die im Gesuch eingetragenen Inskriptionsdaten geregelt und somit gar nicht verhandelbar ist. Dieses an sich unzulässige Manöver hat zwar zur Folge, dass sich das Gesamtmaß der nachkaufbaren Wochen reduziert, nur halt wieder auf falsche Art und Weise (diesmal habe ich am Ende nicht mehr 13 Wochen zu viel auf der Schrift, sondern fünf zu wenig; dazu kommt, dass der zugrundeliegende Zeitraum jetzt, wie gesagt, ebenso nicht mehr stimmt). Es kommt mir vor, als wäre ich der erste Mensch, der das Bozner INPS mit einem Nachkaufvorgang befasst, anders kann ich mir dieses Übermaß an

Pfuschwerk nicht erklären. Vielleicht haben aber auch bloß die Ferien dem Haus nicht gut getan.

Halbzeit im Papierkrieg. Wer sich jetzt erst überlegt, weiterzulesen oder nicht, sei vorgewarnt:

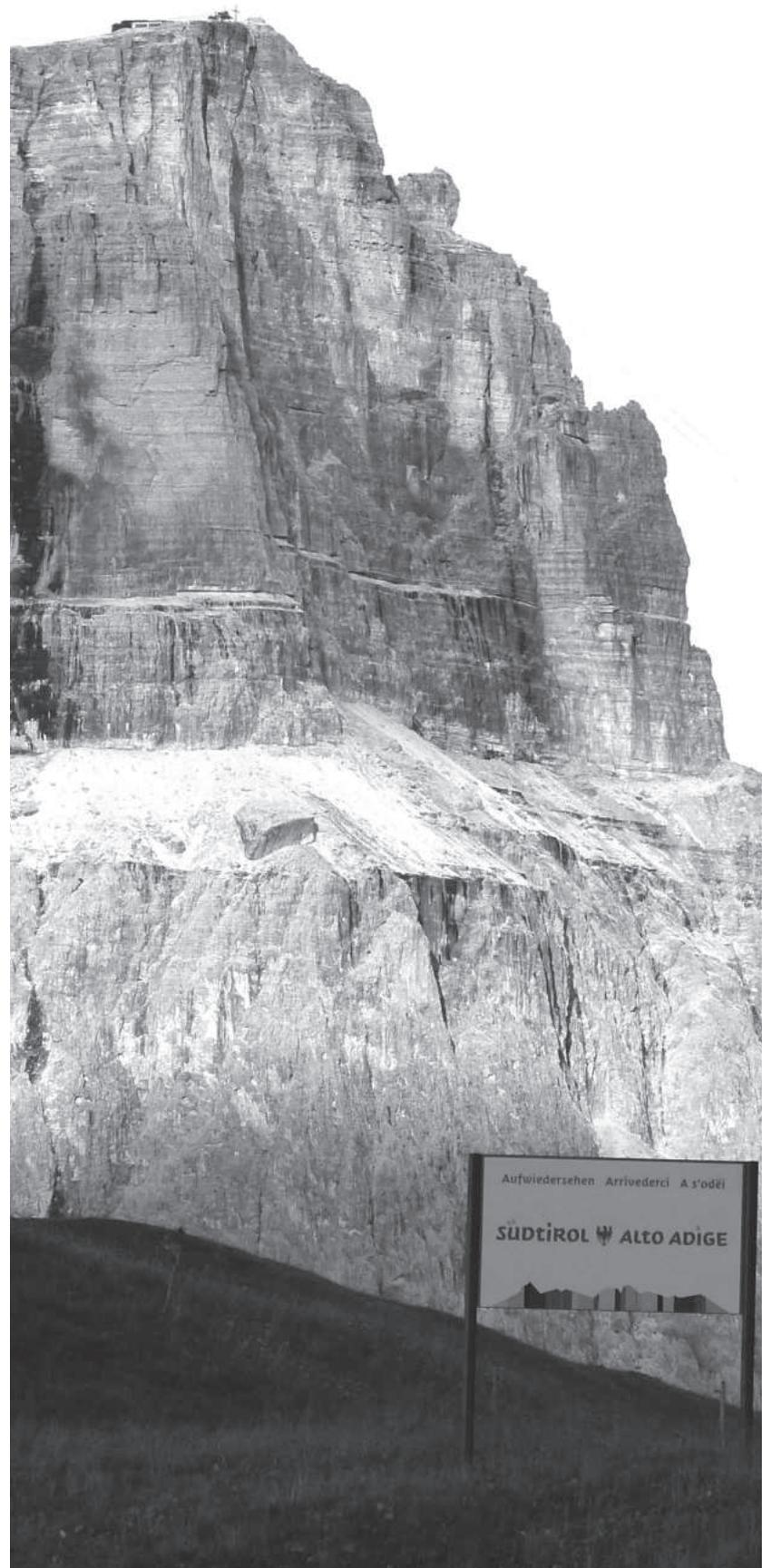
der Artikel wird nicht besser. Somit mag, wer weiterliest, entweder ein genuines Interesse am Nachkauf haben oder ganz einfach ein masochistisches Faible für Formalitäten verwaltungstechnischer Art.

Ich muss also, und langsam wird's mir lästig, abermals am Dominikanerplatz vorstellig werden. Ich will meinen erprobten Schleichweg via Aufzug einschlagen, doch diesmal ruft mich die Portierin zurück. Es wird hochtelefoniert, die Zuständige ist nicht da. Wohl auch besser so. Ich versuche mein Glück am Schalter im Erdgeschoss: Vielleicht bin ich nach dem letzten administrativen Abortus wirklich besser beraten, mal eine andere Amtsperson mit meiner Angelegenheit zu befragen. Endlich bin ich dran. Vor mir ein Kerl, den ich rein äußerlich nicht im Beamtenmilieu verortet hätte. Ich trage den Werdegang meiner Akte vor, garniert mit dem hauseigenen Regelwerk. Der Mensch kann mir folgen! Die Auszüge der beiden fehlerhaften Akten landen dort, wo sie hingehören. Mit vereinten Kräften legen wir einen dritten, diesmal einwandfreien Akt an. Das Genehmigungsschreiben mit den Mängeln aus der zweiten Korrekturphase wird digital zurückgenommen; die entsprechende analoge Version, die mich demnächst über die Post erreichen wird, ist – ja, ich weiß – zu ignorieren. Ich staune, was im niederen Schalterdienst nun doch alles möglich ist.

Könnten wir doch nicht einfach nur Südtiroler sein?

Die wohl am Häufigsten gestellte Frage, die man als deutschsprachiger Südtiroler zu hören bekommt: Fühlst du dich wie ein Österreicher oder wie ein Italiener?

Naja, so einfach ist diese Frage nicht zu beantworten. Sie löst in so manchem vermutlich einen inneren Konflikt aus. Es gibt viele verschiedene Faktoren, die ein Zugehörigkeitsgefühl beeinflussen können. So fühlt man sich zum Beispiel in Österreich eher wie ein Italiener, im „richtigen“ Italien jedoch eher wie ein Österreicher. Oder zumindest nicht wie ein waschechter Italiener. Die Gründe für diese gemischten Gefühle lassen sich vor allem in der Sprache und in der Kultur finden. Dass man in Italien Deutsch als Muttersprache spricht, kann häufig Grenzen zwischen Südtirolern und Italienern aufbauen. Auch wenn theoretisch alle deutschsprachigen Südtiroler Italienisch beherrschen, kann es vorkommen, dass diese Kenntnisse im Alltag häufig fehlen, oder man sich beim Italienischsprechen einfach nicht sehr wohl fühlt. Viele kulturelle Aspekte von Südtirol beziehungsweise Italien haben keinen gemeinsamen Nenner sozusagen. Es gibt viele Unterschiede in den beiden Kulturen, welche die Leute nicht teilen. Deshalb kann es auch zu Schwierigkeiten kommen, wenn man als Südtiroler versucht, Zugang zu Italien mit seinem ganzen Nationalstolz und der so ausdrucksvollen italienischen Sprache zu suchen. Man versteht sich einfach nicht immer. Außerdem denke ich, dass die bergige Landschaft Südtirols auch einen Einfluss auf die Identität der Menschen dort hat; die Alpen könnten etwa mitunter schuld an der Südtiroler Mentalität und der Engstirnigkeit sein, die man dort des Öfteren antreffen kann. Wenn man stets 360 Grad von hohen Bergen umgeben ist, wird der Blickwinkel einfach sehr eingeschränkt – wörtlich, als auch bildlich. Südtirols Geographie entspricht auch eher jener Österreichs. Wenn man an Italien denkt, stellt man sich immer Sonne, Strand und Meer vor, und nicht Berge über 2000 Meter und Gletscherseen mit Eiswasser. Somit ziehen auch die geographischen Gegebenheiten eine Grenze zwischen Italien und Südtirol. Natürlich gibt es auch solche Grenzen zwischen Südtirol und Österreich; die Küche ist wohl ein sehr unterscheidender Faktor. Wo man in Österreich zum Abendessen um 18 Uhr nur ein Butter- oder Käsebrot isst, wird in Italien (auch in Südtirol) einige



Zeit später ein zweites Mal am selben Tag gekocht. Auch die typischen österreichischen Wirtshäuser gibt es in Südtirol nicht; man spezialisiert sich auch in Gastronomiebetrieben eher auf italienische Küche. Und das hat gute Gründe.

Eine andere mögliche Antwort auf die Frage: „fühlst

du dich als Südtiroler?' könnte wohl auch: ‚ich fühle mich wie ein Europäer‘ sein. In diesem Zeitalter der unbegrenzten technologischen Möglichkeiten ist es ganz normal, internationale Freunde zu haben. Immerhin schafft man es, in wenigen Stunden von einem Punkt ganz im Westen Europas zu einem anderen ganz im Osten zu kommen. Da kann man sich schon mal als Europäer fühlen. Es ist so einfach geworden, sich mit anderen Leuten überall auf der Welt in Verbindung zu setzen und Kontakte zu pflegen. Es ist inzwischen eine Seltenheit, wenn jemand nur mehr eine Sprache spricht. Das verbindet natürlich auch auf einer Ebene, wie es vielleicht eine reine Nationalität auf dem Papier nicht kann.

Das allgemeine Gefühl, das in Südtirol vorherrscht, ist das eines eigenen Volksverständnisses und die Südtiroler sind sich wohl ihrer kernigen Eigenheit bewusst.

Beide Seiten (also sowohl Südtiroler als auch Italiener) könnten so viel voneinander lernen, profitieren und gewinnen. Vor allem wenn man in Südtirol aufwächst, hat man viele Vorteile: Man lernt von klein auf gleich zwei unterschiedliche Sprachen kennen und dazu natürlich auch die entsprechenden Kulturen. Und nicht zu vergessen: Das Beste aus der italienischen und der Tiroler Küche.

Auch abgesehen von der kulturellen Vielfalt

„Irgendwie wird man einfach wie in einem Sandwich in der Mitte zusammengequetscht“

Südtirols hat man weitere Vorteile: Die politische Situation und die Autonomie, die Südtirol bekommen hat, erlauben eine große Entscheidungsfreiheit. Dies wirkt sich natürlich auch positiv auf Südtirols Bewohner aus. Aber gleichzeitig fühlt man sich weder komplett zugehörig zu Italien, noch komplett zugehörig zu Österreich. Irgendwie wird man einfach wie in einem Sandwich in der Mitte zusammengequetscht. Der einzige Ort, wo man sich wirklich Zuhause fühlt, ist Südtirol. Es fühlt sich manchmal so an, als wäre man unter Druck und müsste sich zwischen Italien und Österreich entscheiden, wenn man doch auch einfach ein Südtiroler sein könnte.



Lisa Marie Mahlknecht ist 20 Jahre alt und studiert Germanistik und Anglistik/Amerikanistik in Salzburg. In ihrer Freizeit widmet sie sich gerne dem Lesen, der Musik, dem Skifahren und der Fotografie. Zurzeit ist die gebürtige Meranerin im hohen Norden Europas, in Finnland, unterwegs, wo sie ein Erasmusjahr absolviert.



Psychologische Grenzen im Studium

„Wenn die Straßen ohne zu schauen überquert werden, weil sich überfahren zu lassen eine echte Option wird, dann ist wohl wieder Prüfungsphase.“

Dieser, natürlich nicht ganz ernst gemeinte Spruch greift auf sehr unterhaltsame Weise ein überaus ernstes Thema auf. Immer mehr Jugendliche sehen sich durch ihr Studium an den Rand ihrer psychologischen Belastbarkeit gefordert. Doch wo liegen die Gründe für diese Entwicklung?

Das Studium ist für viele junge Erwachsene der Start in ein eigenes Leben, weg von der elterlichen Obhut. Neben der neu errungenen Autonomie kann das aber auch einen Bruch mit Freunden und dem gewohnten sozialen Umfeld bedeuten. Gerade zu einem Zeitpunkt derart großer Veränderung aber wäre ein stabiles soziales Umfeld immens wichtig für die psychosoziale Geborgenheit eines Jugendlichen. Dies wird auch von den Universitäten immer stärker wahrgenommen, die durch Kennenlernwochen oder Erstsemestrigen-Gruppen versuchen, junge Studierende schon sehr früh untereinander zu vernetzen.

Die Distanz zu dem elterlichen Rückhalt macht sich aber auch dann negativ bemerkbar, wenn die ersten unerwarteten Probleme auftreten. Die ausgefallene Heizung im Winter, gepaart mit einer unflexiblen Hausverwaltung, kann nachhaltige Sorgen bereiten. In solchen Situationen wird man als junger Erwachsener nicht immer ganz ernst genommen, was schnell zu einem gewissen Gefühl der Machtlosigkeit führen kann.

Ein weiteres großes Thema für viele Studierende sind die Finanzen. Die Miete will bezahlt, Einkäufe getätigt und teure Fachbücher besorgt werden. Nicht nur am Monatsende, sondern schon in dessen Mitte kann es auf dem Konto düster aussehen. Viele Studierende sind deshalb gezwungen, neben dem Studium einer geregelten Arbeit nachzugehen. Oftmals ist jedoch ein Studium alleine schon fordernd und zeitraubend genug, sodass eine zusätzliche Belastung Hobbies und Freizeit merklich einschnürt. Tatsächlich sind Studierende, die neben dem Studium arbeiten müssen, wesentlich öfter von psychosomatischen Problemen betroffen als ihre nicht arbeitenden Kollegen. Latente Geldsorgen können nämlich dazu beitragen, dass der so wichtige Ausgleich durch soziale Unternehmungen nicht nur zeitlich bedingt, sondern auch durch finanzielle Überlegungen zu kurz kommt. Dadurch fällt es betreffenden



Jugendlichen aber immer schwerer, abzuschalten und es bürgert sich ein Zustand der psychologischen Dauerspannung ein. Die Gedanken beginnen sich nur noch um das Studium zu drehen und alles andere wird hinten angestellt. Das Studium rückt nach und nach in den Mittelpunkt des Lebens und somit werden auch Probleme im Studium aus jeglicher Proportion katapultiert. Beispielsweise wird eine nicht bestandene Prüfung sehr schnell mit persönlichem Versagen assoziiert, wodurch sich starke Selbstzweifel manifestieren können.

Studierende sind allgemein ständig mit der Zukunft beschäftigt. Die Prüfungen kommen immer näher und noch ist nicht gewiss, ob der Stoff bis zum Prüfungstermin bewältigt werden kann. Oder die Prüfung steht schon direkt vor der Tür, doch es herrscht Ungewissheit darüber, was der Professor alles abfragen wird. Diese durchaus normalen Gedankengänge können aber in einen Negativkreislauf münden. So können unterbewusste Gedankengänge das gegenwärtige emotionale Befinden stark beeinflussen. Versagensängste verursachen Konzentrationsprobleme, die gerade in Lernphasen wiederum die Ängste amplifizieren. Dieser Mecha-

nismus mündet bei ausbleibender Unterstützung unweigerlich in einem emotionalen Super Gau. Problematisch ist auch oftmals die Scham davor, mit Anderen darüber zu sprechen. Die Angst davor, von Eltern oder Kommilitonen als gescheitert betrachtet zu werden, veranlasst viele Studierende dazu, ihre erreichten mentalen Grenzen zu ignorieren und in weiterer Folge zu überschreiten. Dies mit der meist fatalen Folge, eine ernsthafte psychosoziale Erkrankung davonzutragen.

Soziale Plattformen bieten hier ein sehr unterschätztes Ventil für viele Jugendliche. Sprüche, wie der oben

angeführte, können durchaus realen Sorgen entspringen.

Dadurch, dass die Probleme in Worte gefasst werden und zwar in einem sehr gelösten Kontext, treffen diese in vielen Fällen auch auf große Resonanz anderer Jugendlicher, die von ähnlichen Sorgen geplagt werden. Den exakt selben Wirkungseffekt hat auch eine Gesprächstherapie. Zukünftige Historiker könnten also im Zusammenhang mit Verlinkungen auf sogenannten Memes durchaus von der Psychotherapie unserer Generation sprechen.



Kassian Wohlgenannt, geboren 1995 in Vorarlberg, studiert Humanmedizin an der Meduni in Innsbruck. Neben Sport schreibt er in seiner Freizeit gerne Texte und nimmt an Poetry Slams teil. Das Thema der mentalen Grenzen im Studium hat ihn von der ersten Minute an gefesselt, weil dies auch in seinem Bekanntenkreis ein großes Thema ist und er auch bei sich selbst immer wieder beobachten kann, dass er in Prüfungszeiten emotional Achterbahn fährt.



immer jemand den Herd benutzt, wäre das Kochen für mich mit einem zu hohen Risiko verbunden. Auf Grund meines stark eingeschränkten Sehvermögens könnte ich noch leichter Geschirr einer fremden Person zu Boden werfen als eine sehende Person. Hinzu kommt noch, dass für mich das Kochen mit erhöhtem Zeitaufwand verbunden ist. Somit blockiere ich einerseits die Küche für andere Hobbyköche und andererseits fehlt mir die Zeit zum Lernen und Entspannen. Jedoch kann ich zumindest den Backofen benutzen, und da es heutzutage bereits sehr viele Fertiggerichte gibt, muss ich an Wochenenden, wenn die Küche geschlossen hat, nicht verhungern.

Was aber nicht heißen soll, dass das Kochen für mich generell unmöglich wäre. Als ich etwa noch zu Hause lebte, bekam ich sogar eine Trainerin des Blindenverbandes zur Verfügung gestellt, die mir zeigte, wie man den Herd am besten bedient. Somit konnte ich Speisen wie beispielsweise Nudeln zubereiten. Jetzt im Studenten-

heim geht es also nicht um den Vorgang des Kochens an sich, sondern darum, dass die Küche viele Personen gleichzeitig nutzen wollen.

Der zweite wesentliche Unterschied zu einer sehenden Person war das Erlernen des Weges zur Uni. Sicherlich ist es für jeden von uns gut, wenn man seinen täglichen Arbeitsweg, bevor man ihn regelmäßig zurücklegen muss, einmal abgeht. Für mich ist dies jedoch nicht ausreichend. In meinem Fall musste ich das Mobilitätstraining in Anspruch nehmen. Dieses wird mit blinden und sehbehinderten Menschen durchgeführt. Ein zumeist geschulter Trainer übt die Wegstrecke mit den beeinträchtigten Personen. Dabei wird unter anderem speziell darauf geachtet, welche Straßenüberquerung am sichersten ist und auf welchen Wegen man mit dem Blindenstock am besten gehen kann.

Beim Blindenstock handelt es sich um einen weißen Stab, mit dem sich blinde und sehbehinderte Menschen orientieren können. Allerdings hatte ich das Training nicht allzu oft und so war ich mir am Anfang nicht sicher,

Blind an die Uni?

Zunächst wusste ich nicht recht, was ich schreiben sollte und in welchen Alltagssituationen ich auf Grund meiner Sehbehinderung auf Grenzen stoße. Jedoch fielen mir dann gerade im Bezug auf mein erstes Jahr an der Universität Salzburg einige zu berichtende Dinge ein.

Zunächst gestaltete sich bereits die Suche nach einem für mich geeigneten Studentenheim als nicht gerade einfach. Da meine Familie Bedenken hatte, dass die Zubereitung eines warmen Essens mich vor zu große Herausforderungen stellen würde, suchten wir für mich ein Wohnheim, welches auch eine warme Küche anbietet. Natürlich war ich am Anfang des Studiums fest entschlossen, irgendwann einmal selbst in einer der Teeküchen zu kochen. Damit sind wir wohl schon am ersten Punkt angelangt, bei dem ich an meine Grenzen stieß. Da die Küche von rund 30 Personen genutzt wird und somit fast

„So war ich mir am Anfang nicht sicher, ob ich schon alleine zur Uni finden würde.“

ob ich schon alleine zur Uni finden würde. Daher ging ich mit meinen Eltern noch einmal den Weg ab und stellte glücklicherweise fest, dass ich mich gut orientieren konnte. Was allerdings nicht bedeutet, dass ich nicht teilweise auf kleinere Hindernisse stoße. Zum Beispiel befindet sich ein Blindenleitsystem, das ich auf dem Weg zur Uni häufig brauche, genau in der Mitte einer nur zeitweise als Fußgängerzone genutzten Straße. Am Heimweg von der Uni ist der Poller zumeist hochgefahren und ich kann ganz normal auf dem Leitsystem verkehren. Am Morgen fahren jedoch die meisten Autos genau am Blindenleitsystem, wodurch ich am Fahrbandrand gehen muss. Denn ich bin mir nicht sicher ob mir die Autos so gut ausweichen können. Beim Blindenleitsystem handelt es sich um die in den Boden eingelassenen Rillen, in die der Stock eingeführt werden kann und somit eine zielgerichtete Fortbewegung ermöglichen.

An meine Grenzen stoße ich vor allem dann, wann es dunkel ist. Dies liegt wahrscheinlich daran, dass ich mich noch zu sehr auf meinen Sehrest verlasse und nicht daran gewohnt bin, ausschließlich dem Blindenstock zu vertrauen. Um dieses Problem zu lösen, bekomme ich an Winterabenden eine Wegbegleitung zur Verfügung gestellt.

Endlich in der Uni angekommen, stoße ich auch hier ohne fremde Hilfe schon bald an meine Grenzen. Das Ausdrucken von Lehrveranstaltungsunterlagen und das Ergänzen der Erklärungen auf diesen Unterlagen während der Vorlesung ist mir nämlich nicht möglich. So kann ich wegen dem fehlenden Überblick kaum Vergleichen was vom Gesagtem bereits auf den Unterlagen steht. Daher habe ich mir angewöhnt, alles aufzuschreiben, was die Dozenten sagen.



Dominic Schmid ist 22 Jahre alt und kommt aus Schwendt in Tirol. Da er sich sehr für Medienberufe und insbesondere den des Radiomoderators interessiert, studiert er derzeit in Salzburg Kommunikationswissenschaft. Mit seinem Beitrag möchte er aufzeigen, wie gut Barrierefreiheit funktioniert beziehungsweise wo Grenzen auftreten.

„Dank der zahlreichen Hilfe von Organisationen und Mitmenschen, ist es mir aber zu meist möglich, diese zu überwinden.“

Zudem begleitet mich eine Assistenz der Volkshilfe in die einzelnen Lehrveranstaltungen und liest mir die Inhalte der Unterlagen vor. Da dies aber nicht ausreichend ist, treffen wir uns außerhalb der Lehrveranstaltungen um meine Notizen noch einmal genauer mit den Inhalten der Unterlagen zu vergleichen.

Auch die Freizeitgestaltung ist nicht immer ganz einfach für mich. Dies beginnt damit, dass es für mich eine Herausforderung ist, Freunde zu finden. Ich glaube, dass sich manche Menschen nicht trauen auf beeinträchtigte Personen zuzugehen. Gleichzeitig ist es auch für mich schwierig, mit Menschen ins Gespräch zu kommen. Denn: Ich kann nicht feststellen, ob die Personen nicht etwa gerade in einer anderen Konversation stecken.

Zudem komme ich auch immer wieder in die Situation, dass ich mir nicht sicher bin, ob ich einer Person schon einmal begegnet bin oder dies das erste Mal ist. Eine Lösung dafür, mit der ich zufrieden bin, ist mir bis jetzt noch nicht eingefallen.

In diesem Fall kann eine Freizeitassistenz hilfreich sein.

Als Sehbehinderter stoße ich immer wieder an meine Grenzen und dies vielleicht teilweise schneller als ohne eine Einschränkung. Dank der zahlreichen Hilfe von Organisationen und Mitmenschen, ist es mir aber zu meist möglich, diese zu überwinden.



Anderthalb Monate später habe ich endlich ein ordentliches Genehmigungsschreiben (das nunmehr dritte und zum Glück letzte) in der Hand, sowohl in analoger wie auch in digitaler Ausführung. Endlich kann ich mir, beamtenhaft gesprochen, der Approbation meines Antrags auf Entrichtung der für den Nachkauf ungedeckter Arbeitszeiten anfallenden Beitragskosten sicher sein. Ich werde den Nachkauf angehen, und zwar in Raten; somit wird weitere zwei Monate später die erste Rate fällig sein – wobei wiederum die Klausel gilt: wer bis dahin nicht zahlt (oder verspätet zahlt), verzichtet gegenwärtig auf den mühsam beantragten Nachkauf. Mein Stichtag ist Samstag, der 30. September. Mein nächster Gang führt mich folglich in die Bank, um die Zahlung der geschuldeten 120 Teilbeträge in die Wege zu leiten. Laut Genehmigungsschreiben kann die Einzahlung derselben auf zwei Wegen erfolgen: entweder mittels MAV-Zahlungsvordruck bei jedem beliebigen Bankschalter und bei sämtlichen Postämtern, oder mittels direktem Abbuchungsverfahren vom eigenen Konto. Weil ich nicht jedes

„Es müssen wohl ein paar Zettel durch die Welt geschickt werden. Ich bin also wieder im Papierkrieg angekommen“

Monatsende ein Finanzinstitut aufsuchen möchte, werde ich ein automatisches Zahlungsverfahren installieren lassen. Dafür brauche es aber, wie ich in meiner Filiale erfahre, einen Spezialisten. Dieser sitze im Hauptsitz, in dieser Woche sei er aber im Urlaub. Am Montag wäre er wieder für derartige Spezialaufträge zu haben.

Montag: Ich rufe in der Zentrale an. Man will mich vermitteln, allerdings stellt sich heraus, dass der Spezialist erst am nachfolgenden Montag wieder im Dienst sein wird. Am besagten Montag erreiche ich den zuständigen Herrn. Er möge mir bitte diesen Dauerauftrag einrichten – mit besonderer Berücksichtigung der Fälligkeitsfrist(en), da ansonsten der Antrag als aufgehoben betrachtet werde. Ich gehe davon aus,

dass mit dieser einzigen Ausschmückung alles gesagt und getan sei. Leider liege ich damit falsch. Nicht umsonst ist ein Experte zu Stelle. Die Einrichtung eines solchen direkten Abbuchungsverfahrens, die Rede ist vom sogenannten SDD-Zahlungssystem, gehe nämlich nicht so ohne

weiteres vonstatten. Ich verstehe schon: Es müssen wohl ein paar Zettel durch die Welt geschickt werden (wieso sollte dies hier auch anders sein...). Ich bin also wieder im Papierkrieg angekommen. Mit dem Bankbeamten bespreche ich den Schlachtplan: Als erstes habe ich der Bank eine Ermächtigung zur Abbuchung der Lastschriften auszustellen. Die Bank wird diese dann dem INPS zukommen lassen. Nach Erhalt der diesbezüglichen Lastschrift-Ermächtigung seitens der Bank wird das INPS ein Bestätigungsschreiben senden, mit Angabe der erfolgten Dienst-Aktivierung, des Anfangsmonats, der Beträge und der jährlichen Einzahlungsfristen. Die Zahlungsanlastung auf dem Konto wird dann, so entnehmen wir es der Anleitung des INPS, automatisch erfolgen, sicher, termingerecht (am letzten Arbeitstag im Monat) und ohne Zusatzkosten. Ich erteile also meiner Bank das entsprechende Mandat, die technische Beantragung der SDD-Zahlungen übernimmt der zuständige Experte.

GREIN

Grenzenlos vernetzt

WhatsApp, Facebook, Instagram, Snapchat und Twitter. Immer und überall vernetzt. Wie weit sind wir eigentlich voneinander entfernt? Dreihundert Kilometer oder doch nur einen Klick auf Facebook?

Viele Südtiroler Jugendliche entscheiden sich nach der Matura, ein Studium in einer entfernten Stadt oder in einem unserer Nachbarländer zu beginnen. Dabei sind viele zum ersten Mal auf sich selbst gestellt. Eine neue Umgebung, ein neuer Alltag und viele neue Gesichter.

Da kann einem schon mal das Heimweh überkommen. Doch eigentlich ist man ja gar nicht so weit von zu Hause weg... Durch soziale Medien kann jeder mit jedem in Kontakt stehen, egal wo man sich gerade befindet.

Der abendliche Skype-Abend mit Freunden, der Familie oder seinem Schatz gehört schon fast zum Uni-Alltag dazu. Ist es da überhaupt noch gerechtfertigt zu sagen, dass man sein „Zuhause“ verlassen hat und auf sich alleine gestellt ist? Man hat doch die Möglichkeit, mit jedem zu jeder Zeit in Kontakt zu treten. Video-Anrufe oder kostenlose Mitteilungsdienste haben die Kommunikation mit der Welt sehr erleichtert. Es ist

„Fast scheint es so, als ob man mit jedem grenzenlos vernetzt sei.“

nun möglich, seine Liebsten über Skype zu sehen oder deren Leben über Facebook, Instagram oder Snapchat zu verfolgen. Dadurch können Freundschaften bestehen bleiben, auch wenn man weit voneinander entfernt lebt. Gleichzeitig können Freunde und Familie an dem neuen Lebensabschnitt, den wir weit entfernt von unserem Zuhause begonnen haben, teilhaben. Fast scheint es so, als ob man mit jedem grenzenlos vernetzt sei.

Doch bei all diesen virtuellen Möglichkeiten, sollte man nie vergessen, wo sich das Leben wirklich abspielt.

Und das ist nun mal im „Hier und Jetzt“. Soziale Medien können einen in der Anfangsphase unterstützen und dazu beisteuern, den Kontakt mit seinen Liebsten beizubehalten.

Das Wichtigste ist es jedoch, von den neuen Erfahrungen zu profitieren, neue Gesichter zu bekannnten zu machen und über sich selbst hinauszuwachsen.



Silvia Obwexer ist 22 Jahre alt und studiert Kommunikationswissenschaft und Französisch an der Universität Salzburg. Regelmäßige Skype-Konversationen haben sich fest in den Alltag der gebürtigen Boznerin integriert und sind für sie nicht mehr daraus wegzudenken. Mit ihrem Artikel will sie all jenen Mut zusprechen, die sich Sorgen über eine größere Distanz der Heimat vom Studienort machen oder Angst haben, während der Studienzeit den Kontakt zu den altbekannten Freunden zu Hause zu verlieren.



Sprechen wir viel vom Ungesehenen

Die Filme von Ivo Barnabò Micheli sind im Handel nicht erhältlich und nur ein Termin im Medienarchiv Bozen gewährt derzeit einen Einblick in das Schaffen des Regisseurs, der zwischen zwei Sprachen und noch mehr Ländern gelebt hatte. Die Gegensätze lassen sich in seinem radikalen Kino nachzeichnen.

Einen Artikel über einen Regisseur zu verfassen, den man nicht kennt, gleicht dem Vorhaben eines dilettanten Anfängers. Wie soll man auch einen lesenswerten Beitrag über jemanden verfassen, dessen Arbeiten einem unbekannt sind? Das hat was von banalem Boulevardjournalismus oder ähnelt den neuesten Forschungsfragen von Franco Moretti.

Digitale Recherche

Zumal es das Internet nun ja gibt, zumal es Streaming gibt, sei es ein Leichtes, sich einen Überblick über das Leben und das Werk des Ivo Barnabò Micheli zu verschaffen. Möchte man meinen. Aber nichts da! Zero! Außer den drei Einträgen in englischer, italienischer und deutscher Sprache auf Wikipedia, einem fast leeren Eintrag in der größten Online-Filmdatenbank IMDb und einigen Verweisen auf die eine Publikation über den Filmemacher Micheli, spuckt die Google-Suchmaschine keine weiteren Informationen aus.

Nun, wie kommt man zu den Gegenständen? Umberto Eco hat vor einigen Jahren einen Beitrag für die italienische Wochenzeitschrift „L'Espresso“ verfasst, worin er ein Buch von Pierre Bayard rezensiert und sich der Frage annimmt: *Come parlare di un libro senza averlo mai letto?* Muss man immer alles gelesen, alles gesehen haben, um darüber sprechen zu können? Nein, nicht unbedingt: „Conoscere di un libro la relazione con altri libri significa spesso saperne più che non avendolo letto.“

Also Youtube! Die eingegebene Suchanfrage Ivo Barnabò Micheli spuckt insgesamt 31 Ergebnisse aus. Relevant sind einzig drei. Da ist einmal das Gespräch mit Giulio Andreotti, der mit Micheli über Pasolini spricht. Micheli, der in seinem Leben insgesamt drei Filme über den Dichter, Schriftsteller, Filmemacher und Theoretiker Pier Paolo Pasolini gemacht hat, gilt

selbst als einer der besten Kenner jenes irrationalen, romantischen, von der romantisch-revolutionären Hoffnung getragenen Intellektuellen, der als Märtyrer in die Kulturgeschichte Italiens eingegangen war. Mit 726 Aufrufen ist dieses Video das erfolgreichste.

Auf Platz Nummer zwei steht der Trailer von *Una Reise* – 261 Aufrufe. Dahinter steckt die 2011 produzierte dokumentarische Arbeit von Helmut Lechthaler und Sabine Kofler über den sechs Jahre zuvor verstorbenen Filmemacher Micheli. *Una Reise* – der zweisprachige Titel impliziert die Perspektive, welche die Zwei in ihrer Dokumentation einnehmen und prägend für die Micheli-Rezeption werden wird. Der unbestimmte Artikel in italienischer Sprache und das für Micheli poetologische Wort *Reise* ergeben eine Fiktionalisierung und Romantisierung des angeblich hin- und hergerissenen Filmemachers. Micheli wird ein Exot, ein Fremder und ein Fremdgebliebener. Und so lesen wir in der Beschreibung des Videos: „Ivo Barnabò Micheli, geboren in Bruneck 1942, gestorben ebendort im Jahre 2005. Bruneck bietet nur den Rahmen für sein Leben, meist lebte er in Rom, und monatelang war er als Filmregisseur und Drehbuchautor unterwegs, in Zügen, in Taxis, auf Dreh in Afrika, in Amerika, vor allem aber in Mitteleuropa. In seinen rund 30 Filmen beschäftigte er sich vor allem mit dem Überschreiten von Grenzen, mit Grenzerfahrungen und Gren[z]gängern.“

Nummer drei ist der vielleicht tristeste zu findende Beitrag: „The sweetest sound in the world is the person's own name.“

Auf das Zitat von Dale Carnegie – wer dieser auch immer ist oder gewesen sein mag – folgt das *How to pronounce Ivo Barnabò Micheli*: i-vo bar-na-bo mi-ke-li – dreimal wird der Name wiederholt –, i-vo bar-na-bo mi-ke-li, i-vo bar-na-bo mi-ke-li.

Der Nachlass im Filmarchiv Bozen

2015 haben Joachim Gatterer und Jessica Alexandra Micheli das Buch „Ivo Barnabò Micheli. Poesie der Gegensätze. Cinema radicale“ im Folio Verlag herausgegeben. Der Sammelband vereint viele Bilder und Fotos aus dem Nachlass mit den Beiträgen von den Herausgebern, sowie Beiträgen von Wilfried Reichart, Christhart Burgmann und Mario Adorf. Entstanden ist so ein Buch, das nicht nur den Mythos Micheli durchleuchtet, sondern expliziter die Werke des Filmemachers unter die Lupe nimmt. Während sich die Dokumentation nur an der Biographie des Künstlers abarbeitet, gelingt es der Buchpublikation besser, neue Perspektiven auf die Arbeiten Michelis zu eröffnen und diese im historischen und soziokulturellen Horizont zu lesen. Es sind die Jahre

der Studentenrevolten, in denen Micheli beginnt, Filme zu machen und das Thema der Radikalität wird ihm zu einer Lebensaufgabe aus zweierlei Hinsicht: „In meinen Filmen bildet das Thema der ‚Radikalität‘ den roten Faden und ich meine damit nicht nur die Suche nach den Wurzeln, ich meine auch das Moment der Provokation und der Rebellion gegen die verweigerte Identität [...]“. Die Suche nach den Wurzeln und die Suche nach der eigenen Identität gelten als Leitthemen Michelis *cinema radicale*, die Reise als sein Lieblingsmotiv. Rudyard Kipling hat einmal gesagt: „Alles in allem gibt es nur zwei Arten von Menschen auf der Welt – solche, die zu Hause bleiben und solche, die es nicht tun.“

Das Buch über Micheli leitet an, Filme von Micheli sehen zu wollen. Und hier das Problem: die Filme sind nicht im Handel erhältlich und das Anschreiben der öffentlichen Bibliotheken vergebens: „[...] leider sind die Filme von Ivo Barnabó Micheli nicht im Ankauf erhältlich, zumindest nicht bei unseren deutschen Vertragspartnern.“, schreibt die freundliche Mitarbeiterin einer Bibliothek, „Mir tut das selbst sehr leid, ich versuche schon seit Jahren, Filme von diesem Regisseur für die Bibliothek anzukaufen. Sollte sich diesbezüglich etwas tun, wird das natürlich sofort gemacht!“ Eine andere Mitarbeiterin schreibt: „[...] leider sind die meisten Werke von Ivo Barnabò Micheli nicht im Handel als DVD erhältlich. [...] Wir haben es über einen „alternativen“ Weg probiert, aber es kann auch Monate dauern, wenn es überhaupt klappt!“ Von Seiten der Bibliotheken und Archive besteht also ein Interesse an den Arbeiten des Filmemachers, doch scheitert das Vorhaben an einer anderen Stelle.

Woran scheitert der Ankauf? Eine Onlinerecherche ergibt, dass einige der Filme im Medienarchiv Bozen zur Sichtung bereitliegen. Ein Termin ist schnell gefunden und schon sitzen wir im Sichtungsraum des Archivs mit mehreren VHS-Trägern aus dem Nachlass. Die Mitarbeitenden erzählen die Geschichte, wie das Archiv zum Nachlass gekommen ist, dass dieser nach dem Tod des Filmemachers längere Zeit in der Wohnung des Bruders in Rom auflag und dann irgendwann ins Medienarchiv übersiedelt worden war, wobei die Frage um die Rechte am Nachlass lange Zeit nicht geklärt waren. Mittlerweile habe die rechtmäßige Erbin, die Tochter Jessica, die Mitherausgeberin von „Poesie der Gegensätze – Cinema radicale“, das Erbe angetreten, der Nachlass gehöre ihr. Dennoch, die Frage an den Rechten sei immer noch nicht geklärt. Viele Rechte seien verkauft worden und niemand wisse genau, wohin, an die RAI, an den WDR, wohin auch immer. Und eben aus diesem Grund gäbe es noch keine Anstalten, mit dem Nachlass etwas anzufangen, die Filme zu digitalisieren.



I corvi / Die Raben

Die bleiernen Jahrzehnte in Italien hinterlassen ihre Spur in den Filmen des Studenten in Rom. 1971 adaptiert Micheli die Robinsongeschichte in seinem Spielfilm „I corvi / Die Raben“ und hinterlässt damit auch ein wichtiges Statement der Südtiroler Studentenbewegungen jener Jahre. Bekannt geworden ist der Film nicht durch seinen mäßigen Erfolg, sondern durch seinen Prolog, eine szenische Darstellung des Gemäldes „Das Narrenschiff“ von Hieronymus Bosch. Micheli hatte Freunde aus Rom und Südtirol zur Mitarbeit am Film in Tunesien animiert. Unter den Schauspielern war auch der damals wenig prominente Norbert C. Kaser, über den Micheli Jahre später die einzige filmische Biographie drehen wird: „Eingeklemmt. Notizen für einen Film über Norbert C. Kaser.“

In einer Wüstensiedlung lebt Robinson, der eine Ordnung nach den Idealen der Aufklärung errichten möchte: „La nostra ragione e la nostra morale.“ Der Aufklärer hat den Boden kultiviert und hat sich in der kargen Wüstenlandschaft eingerichtet. Nur eines hat er noch nicht geschafft: „Jetzt müssen wir nur noch diese verdammten Vögel fangen. Nicht mit dem Gewehr, sondern mit Schlauheit. Auch wenn das Gewehr einmal nützlich ist.“ Der Film erzählt und kritisiert die Geschichte des gewalttätigen Menschen, der ein Stück Land in Besitz nimmt und dieses als sein eigenes betrachtet. Anders als in der Buchvorlage scheitert der Versuch, der Landschaft eine Ordnung nach den Maßstäben des wirtschaftlichen Menschen aufzudrängen. So gelingt es ihm auch nicht, den wilden Freitag, der Robinson wie in der Romanvorlage zuläuft, zu kultivieren.

Eine bemerkenswerte Wendung nimmt der Film gegen Ende hin. Jahre nach der gescheiterten Kultivierung der Wüstenlandschaft, finden abermals Bauarbeiten in derselben Zone statt. Mit industriellen Maschinen lässt Micheli die Zuschauer wissen, dass wir uns nun in den 60er-Jahren des 20. Jahrhunderts befinden. Er lässt denselben Schauspieler, der bereits die Rolle des Robinsons gespielt hatte, als Ingenieur



aufzutreten. Vier Journalisten – unter ihnen ist Micheli auch persönlich vertreten – interviewen den neuen Robinson, während man durch die schmutzige und laute Baustelle wandert. Das Bild der schon unruhigen Kamera wird immer wieder durch Maschinenteile gestört. Im Hintergrund sind die maschinellen Grabungsarbeiten zu hören. Gegenstand des Interviews bilden die Vorstellungen des Ingenieurs, auf dem Gebiet eine moderne Stadt zu errichten. Hintergrund für Micheli lieferte die Planstadt Brasilia, Brasiliens heutige Hauptstadt, die nach kurzer Umgestaltung 1960 weitgehend fertiggestellt worden war. Diese Passage zeigt, wie Micheli die Realität als Dokument in seinem fiktiven Spielfilm einzusetzen weiß.

„I corvi / Die Raben“ erzählt auch von der vergeblichen Suche nach der eigenen Identität. Freitag wird weder in der Wüste heimisch, noch in der künstlich errichteten Wüstensiedlung Robinsons. Im Epilog des Films tritt Freitag in einer modernen Großstadt auf. Wie schon in der Wüste ist Freitag in der Großstadt unentwegt in Bewegung. Wanderling ist er, ein Irrwisch, Ruf und Huf, sein eigenes Reittier von seltsamer Rasse. Eine Zeitung liegt am Boden, er hebt sie auf und liest darin, dass zwei Schwarze vor ihrer Gefangennahme geflüchtet seien; der eine sei niedergeschossen worden, der andere noch auf freiem Fuß.

Die aussagekräftigste Szene des Films ist die letzte,



Daniel Brandlechner ist 1993 in Bruneck geboren und aufgewachsen. Er lebt und arbeitet in Wien und studiert Vergleichende Literaturwissenschaften und Deutsch als Fremd- und Zweitsprache: »Dem Bild des fremdwordenen Regisseurs aus Bruneck, Außenseiter und Ausgegrenzter, sollte mit dem Artikel über Ivo Barnabò Micheli ein anderes Bild gegenübergestellt werden: der engagierte Filmmacher, nimmt Veränderungen auf und verarbeitet diese – er ist ein Seismograph.«

sobald Freitag die Zeitung anzündet und die Flammen vor dem Hintergrund der italienischen und ausländischen Banken lodern. Während die Kamera nach links und rechts schwenkt und 360° der Stadt einfängt, lodern in der vorderen Bildmitte unentwegt die züngelnden Flammen, so als würde der Regisseur selbst in die Rolle des Freitags schlüpfen und die nach kapitalistischen Vorstellungen gebaute Großstadt zerstören wollen.

„Die politischen Werte entsprachen einem Zeitgeist, der zu progressiv war.“

Verpflichtungen und Aussicht

Micheli reagierte also auf den Zeitgeist wie kein anderer Filmemacher aus Südtirol. Er wusste es, zeithistorische Ereignisse als Dokumente

in seine essayistischen Filme einfließen zu lassen. Die politischen Werte Michelis entsprachen einem Zeitgeist, der zu progressiv war, als dass er von einem breiten und unpolitischen Publikum hätte wertgeschätzt werden können. Es ist also die Aufgabe der Nachkommen, sich mit der Arbeit der Gewesenen zu beschäftigen. Sie muss ordentlich archiviert und für alle zugänglich gemacht werden!

Daniel Brandlechner – Camel | Erste Ansätze und Streifen

(Camel | Erste Ansätze und Streifen ist eine Gruppe von Studierenden in Wien, die sich für das Werk und den Nachlass von Ivo Barnabò Micheli interessiert und besteht aus: Daniel Brandlechner, Daniel Fill, Helene Ganterer, Gabriel Montaler)

GRENZ

Anfang September bekomme ich die Genehmigung meines Antrags auf Zahlung mittels SDD. Darin informiert das INPS, dass es den ersten Monatsbetrag ab 30.9. (also erst am Tag der Fälligkeit!) von meinem Konto abbuchen werde. Die weiteren monatlichen Abbuchungen würden dann bis zur Endfrist des Tilgungsplanes, d.h. bis 31.8.2027, jeweils am letzten Werktag des betreffenden Monats erfolgen. Soll mir an sich recht sein. Das mit dem 30.9. gefällt mir allerdings nicht... Da der Tag zwar von Rechts wegen innerhalb der Fälligkeitsfrist liegt, jedoch ein Samstag ist, und samstags die Bankgeschäfte aussetzen, frage ich mich, ob sich die Abbuchung am besagten Stichtag wirklich ereignen wird. Vorher, am Freitag, 29.9., beispielsweise (das wäre der letzte Arbeitstag des betreffenden Monats – zumindest für die Beamten unter uns), kann die Erstzahlung ja nicht erfolgen, da das INPS den gesamten Abbuchungszyklus gemäß Mitteilung eben erst mit Samstag, den 30., anwerfen wird. Und nachher, am Montag, 2.10., beispielweise, so mache ich mir meinen Reim, darf bzw. sollte sie nicht erfolgen, denn dann würde dies vonseiten der INPS (laut dessen Infoblatt) als Verzicht (bzw. Vertagung) der gesamten Nachkaufprozedur betrachtet. Ich wende mich also leicht verzagt an meinen Spezialberater in der Bank, der mir bestätigt, was ich bereits weiß: dass das Renteninstitut den Antrag auf Abbuchung der Raten

„Meine Frage bleibt unbeantwortet; vielleicht, weil man die Antwort nicht wirklich weiß.“

angenommen hat und die Belastung via SDD mit dem 30.9. starten wird; und der davon ausgeht, dass die Überweisung technisch wohl erst am Montag, dem ersten Arbeitstag nach dem letzten Septembertag, erfolgen wird – was aber bei Zahlungsfristen durchaus üblich sei und was somit beim INPS vielleicht gar nicht als verspätete Einzahlung interpretiert werde. Garantieren könne mir dies aber zuständigkeithalber nur das INPS selbst.

Also: erneut zum INPS. Ich versuche es wieder über den Schalter im Erdgeschoss. Der Schalterbeamte (ein neues Gesicht) nimmt mich mit in ein Hinterzimmer, wo, wie er meint, ein Sachverständiger sitze. Ich lande bei dem Typen, der mir bereits mit der Berichtigung der Wochenzahl weitergeholfen hat. Mein diesmaliges Problem lässt sich in zwei Fragen einwickeln: Die erste ist, ob – angesichts der bereits beschriebenen kalendrischen Konstellation – eine Erstzahlung mittels SDD überhaupt innerhalb der angeführten Frist erfolgen könne; die zweite ist, ob eine SDD-Überweisung am ersten Arbeitstag nach dem 30. September vom INPS noch als fristgerecht angesehen werde und somit keine negativen Auswirkungen auf den aktuellen Rückkaufprozess nach sich ziehen würde. Meine zweite Frage bleibt unbeantwortet; vielleicht, weil man die Antwort nicht wirklich weiß, vielleicht aber auch, weil man einen Lösungsvorschlag in Bezug auf die erste Frage

liefert und somit die zweite Problematik als erübrigt betrachtet: Die fristgerechte Zahlung (innert 30.9.) über das automatisierte SDD-Modell sollte grundsätzlich, so sagt man mir, sehr wohl möglich sein – das müsse aber wenschon die zuständige Bank selbst garantieren. Wenn sie aber diese Garantie nicht geben könne, so bliebe mir immer noch die Möglichkeit, die erste Rate über den MAV-Zahlungsvordruck binnen der angeführten Frist – sicherheitshalber bereits einige Tage vor Ablauf derselben – einzuzahlen. Damit wäre ich fristmäßig auf der sicheren Seite, und die zweite Frage würde sich dann gar nicht mehr stellen.

Ich bedanke mich für den (halben) Rat, folge ihm aber nicht. Der Grund hierfür ist simpel: Zahle ich den ersten Teilbetrag über einen MAV-Schein ein, dann schaffe ich mir ein Problem vom Hals (jenes der fristgemäßen Erstzahlung); zugleich besorge ich mir damit aber ein neues, denn: Es ist ja bereits

ein automatischer Zahlungsauftrag eingerichtet worden, die erste Rate wird über SDD also abgezogen werden – rechtzeitig oder auch nicht, aber abgezogen werden wird sie. Und doppelt zahlen (über SDD und MAV), das will ich, nachdem ich dieses Zuständigkeitswirrwarr nicht zu verantworten habe, schon aus Prinzip nicht; das lässt der Sturschädel nicht zu. Ich verharre also in dieser kafkaesken Situation und lasse es jetzt, salopp gesagt, drauf ankommen.

In der ersten Oktoberwoche kontrolliere ich die Bankbewegungen. Die Überweisung mit SDD ist erfolgt, und zwar, wie nicht anders zu erwarten war, am Montag, 2.10. – also quasi fristungerecht. Nun bin ich gespannt,

*„Ich bedanke mich für
den (halben) Rat, folge
ihm aber nicht.“*

wie das INPS mit dem verspäteten Zahlungsdatum umgeht: ob es sich an den eigenen Gesetzesbuchstaben hält und meine Zahlung als verspätet betrachtet, oder ob es dies nicht tut. Ich schreite also geschwind zur (kaschierten) Selbstanzeige, indem ich bei der immer gleichen Dienststelle für Versicherungspositionen schriftlich anfrage, ob der trasferimento – wohl wissend um die kalendarisch verspätete Einzahlung – regulär erfolgt wäre, und ob ich folglich die Ratenzahlung für den weiteren Rückkauf in den Folgemonaten normal fortsetzen könnte. Tags darauf erhalte ich eine Antwort von der zuständigen Mitarbeiterin. Sie schickt mir einen Abzug meiner Akte, und schreibt: Wie ich anhand der Angaben sehen könne, sei die Anweisung zur Zahlung erfolgt. Sehe ich, und wusste ich bereits; weshalb ich auch nicht nach dem Stand der Zahlungsanweisung, sondern nach dem Status des anschließenden Vollzugs der Zahlung gefragt habe. Es heißt also nachfragen – mittlerweile bin ich's ja gewohnt. Gleich nochmals dieselbe Frage nach der fristgerechten Zahlung, wie immer mit der Bitte um Bestätigung, diesmal zusätzlich garniert mit der Begründung, weshalb ich überhaupt frage, was ich eben frage: Sie möge sich bitte jenen einschlägigen Passus aus dem foglio informativo, das mir ihr Institut geschickt habe, anschauen, in welchem eben die (unguten) Konsequenzen einer unterlassenen bzw. verspäteten Zahlung angeführt seien. Antwort folgt jetzt keine mehr, auch nach mehreren Tagen nicht. Aber ich weiß ja, in welcher Amtsstube die Dame residiert.

Die Illusion der selbstbestimmten Räume

Flüchtigkeit. Der französische Soziologe Michel Foucault sah in der Durchdringung des Raumes das konstitutive Kennzeichen des 20. Jahrhunderts. Kolonialismus, der Erste und Zweite Weltkrieg sind die augenscheinlichsten Beispiele dafür. Dabei war der Raum als Forschungsobjekt schon lange vor Foucault entdeckt worden, stand im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts aber in Konkurrenz zur Kategorie Zeit. Die Instrumentalisierung der Raumpolitik durch den Nationalsozialismus (Stichwort: Volk ohne Raum) und die damit verbundene „Blut und Boden-Politik“ führten dazu, dass das Thema Raum (zumindest im deutschsprachigen Raum) für lange Zeit tabuisiert blieb.

Das Schweigen über den Raum hatte natürlich nicht verhindert, dass sich die soziale Wirklichkeit räumlich veränderte. Aber erst ab den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts führten politische, gesellschaftliche und ökonomische Transformationsprozesse, besonders die Beendigung des Kalten Krieges und damit der Bipolarität zwischen dem (wirtschafts)liberalen Westen und dem realsozialistischen Osten, zu einer neuen geopolitischen, gleich wie zu einer ökonomischen und kulturellen Kartierung der Welt und zu einem öffentlichen Diskurs darüber.

Davon war auch Europa betroffen, deren (westeuropäische) Nationalstaaten ab den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts in einem größeren und übergeordneten politischen System (sui generis) Zuflucht suchten. Die Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl, die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft, die Europäische Gemeinschaft und die Europäische Union sind signifikante Etappen auf diesem Weg der Vergemeinschaftung der Nationalstaaten.

Parallel dazu wiesen vor allem die weltweit ökonomischen Entwicklungen mit aller Klarheit auf den Prozess der Globalisierung hin, auf territoriale Grenzverschiebungen und Entgrenzungen, machten sich zunehmende Migrationsprozesse bemerkbar und erodierte den Nationalstaat in seiner souveränen Eindeutigkeit. Diese Entwicklungen hatten bereits Karl Marx und Friedrich Engels in ihrem Kommunistischen Manifest von 1848 vorhergesagt und waren von den historischen Ereignissen bestätigt worden: Die

Bourgeoisie würde für die ununterbrochene Erschütterung aller gesellschaftlichen Zustände sorgen, für ewige Unsicherheit. Der weltweite, heute würden wir sagen „entgrenzte“ Kapitalismus, die „gründliche Ausbeutung“ würden für eine permanente Umwälzung aller Verhältnisse sorgen und an die Stelle der bisherigen lokalen und nationalen Abgeschlossenheit werde ein allseitiger Verkehr, eine allseitige Abhängigkeit der Nationen untereinander treten. Als Metapher für diesen globalen Transformationsprozess der Durchdringung und Entgrenzung sämtlicher Lebensbereiche gilt unter anderem der von Zygmunt Baumann geprägte Begriff der „flüchtigen Moderne“, verstanden als gesellschaftlicher Zustand, der sich durch exterritoriale und mobile Machtstrukturen definiert. Mit der Verflüchtigung von Machtzentren seien, so Baumann, die Strukturen flüchtig, liquid geworden.

Es dauerte nicht lange, bis mit der Zerstörung der Twin Towers in New York im September 2001 die dunklen Seiten der Globalisierung, die schon immer vorhanden waren, ins unmittelbare Bewusstsein der Menschen traten. Die liquide Welt Baumanns hielt vielen den Spiegel vors Gesicht, in den viele bis dahin nicht hineinschauen wollten. Plötzlich sah man mit größerer Klarheit die Konsequenzen der Globalisierung, die sich ausdrückten in der Erosion von ehemals soliden Strukturen, von Institutionen, kodifizierten Prozessen und Regeln. Instabilität und Unsicherheit waren plötzlich die neuen Phänomene, mit denen die Gesellschaft konfrontiert war.

Re-Territorialisierung. Baumann hatte von einem Prozess des Übergangs vom Soliden zum Liquiden gesprochen und die Geschwindigkeit der Zeit mit der Langsamkeit des Raumes vertauscht. Sobald die Globalisierung aber mit immer größerer Insistenz ihre Schattenseite zeigte, begannen die Nationalstaaten wieder ihr Haupt zu erheben, ist die Geopolitik wieder zu neuem Leben erweckt worden. Und wo die Gesellschaft wieder Grenzen fordert, wo diese als Demarkations- und Trennungslinien eingerichtet und hochgezogen werden, ist die Exklusion als Antithese zur Inklusion wieder allgegenwärtig.

Die alten Grenzen, von denen man meinte, sie würden definitiv der Vergangenheit angehören, beginnen wieder politische Systeme voneinander räumlich abzugrenzen. Der Prozess

der Einigung (z.B. der europäischen) ist wieder mit jenem der Trennung ersetzt worden. Mauern, Zäune, Stacheldraht, soziale Grenzen werden wieder hochgezogen. Symbolisch, aber auch real, stehen für all diese

„Die Bourgeoisie würde für die ununterbrochene Erschütterung aller gesellschaftlichen Zustände sorgen.“

neuen Grenzzäune jene von Ceuta und Melilla, die die autonomen spanischen Städte auf afrikanischem Boden von Marokko trennen, um Einwanderung und Schmuggel nach Spanien und damit nach Europa zu unterbinden. Der Preis von 30 Millionen Euro für den bis zu sechs Meter hohen Stacheldrahtzaun, ausgestattet mit Wachtürmen, elektronischen Sensoren, Videokameras und potenten Beleuchtungsanlagen für die Nacht wurde von der Europäischen Union bezahlt. Etwa 4.000 Personen, die versucht haben, den Zaun zu überwinden, sollen bisher ums Leben gekommen sein. Zäune, Mauern, Barrieren gibt es zwischen Palästina und Israel, auf Zypern zur Trennung von Griechen und Türken, in Belfast in Nordirland zur Trennung von Katholiken und Protestanten. Und neben der räumlichen gibt es auch die soziale Trennung, wie etwa in Südtirol mit der Trennung der Sprachgruppen im institutionellen Gefüge. Die Beispiele könnten beliebig fortgesetzt werden.

Stacheldraht und Zäune, Absperrungen und Barrieren gegen Personen gibt es in der Zwischenzeit überall in Europa, wie in Griechenland, Bulgarien, Ungarn, Österreich. Und am Brenner. Dort, wo 1998 dank des Schengen-Abkommens der Grenzbalken unter dem Jubel der Bevölkerung abmontiert worden war, wird heute wieder von Grenzkontrollen, Grenzbalken und in Österreich von der „Verteidigung der Staatsgrenzen“ gesprochen. Wo liegt da der qualitative Unterschied zum amerikanischen Präsidenten Donald Trump, der im Wahlkampf versprach, einen Zaun gegen Mexiko errichten zu wollen, in der Höhe von neun Metern, und in der Länge von 3.000 Kilometern? Die fluide Gesellschaft hat nicht dazu beigetragen, Brücken zu bauen, sondern Zäune zu errichten.

Globale Unsicherheiten und Identität. Globale Unsicherheiten haben die Forderung hervorgerufen, den eigenen Raum abzuriegeln, sich abzuschotten, wie in den mittelalterlichen Städten am Abend die Tore zu schließen, um keine Fremden mehr einzulassen. Ähnlich zeigt sich die Entwicklung heute mit dem Ruf, sich die Souveränität über den eigenen Raum zurück zu holen. Die Rückeroberung erfolgt über unterschiedliche Instrumente, unter anderem durch die Konstruktion regionaler Identitäten, um der „neuen Unübersichtlichkeit“ zu trotzen, von denen Jürgen Habermas schon vor dreißig Jahren geschrieben hatte. Wo immer Bindungen in den unterschiedlichsten gesellschaftlichen Realitäten erodieren, von der Weltanschauung über die Wirtschaft

bis hin zu den sozialen Netzwerken, wächst die Sehnsucht nach Absicherung der eigenen Identität, nach Gemeinschaft an Stelle von Gesellschaft, nach Überschaubarkeit, nach Möglichkeiten der direkten Partizipation, nach persönlicher und territorialer Selbstbestimmung.

Bei den Prozessen zur Konstruktion von regionalen Identitäten hängt es ab, mit welchen Zielen und Mitteln im Sinne von Max Weber der „Stammesverwandtschaftsglauben“ produziert wird und wie die identitätsstiftenden Schleusenwärterfunktionen eingesetzt werden, die nach innen hin offen oder geschlossen sein können und die nach außen hin dafür verantwortlich sind, welche Wahrnehmung die „anderen“ außerhalb des Territoriums von den internen Akteuren und ihrem Territorium haben. All diese Prozesse der Verdichtung, der Konstruktion und Dekonstruktion von territorialen Identitäten, des Ein- und des Ausschlusses führen zur Parzellierung des Territoriums.

Die starken ideologischen Bindungen sind zurückgegangen, wogegen die territorialen Identitäten geblieben oder neu entdeckt worden sind. Die „Ideologie des Territoriums“, in vielen Ländern Ausgangspunkt für neue regionale Bewegungen, bauen auf einer politischen Subkultur auf, in deren politischem Zentrum das regional umgrenzte Territorium als Antithese zum Nationalstaat steht. Das Territorium als physischer Raum erhält eine entscheidende Bedeutung als primäre Quelle territorialer Identität, von Traditionen und Lebenshaltungen. Das Territorium drückt eine bestimmte ideologische Orientierung aus, bestimmte Werte, Lebenshaltungen und Lebensstile, ist Ausdruck von Regeln des zivilen Zusammenlebens. Der Regionalismus transformiert Territorialität und Kultur in ein politisches Aktionsprogramm, (re)konstruiert regionale Identität durch eine spezifisch ausgeprägte Ideologie als einen Verschnitt von Tradition, historischen Kontinuitäten, Mythen, Riten, Symbolen, Festen, Folklore – und mündet immer öfters in der Forderung nach territorialer Selbstbestimmung bis hin zur territorialen Sezession vom Nationalstaat. Katalonien, Kosovo, Kurdistan, sind nur einige von vielen Beispielen von solchen zentrifugalen Prozessen.

Interregnum. Wird deshalb die Globalisierung durch territoriale Gegenkräfte aufgehalten, durch die Rückkehr des Nationalstaates, der regionalen Kleinräumigkeit eingebremst, wieder umgekehrt? Auf den ersten Blick ist eine neue Zentralisierung etwa in den europäischen Staaten nachweisbar, werden föderale Kulturen in Frage

„Dort, wo der Grenzbalken unter dem Jubel der Bevölkerung abmontiert worden war, wird heute wieder von Grenzkontrollen, Grenzbalken und von der „Verteidigung der Staatsgrenzen“ gesprochen.“

gestellt, die Maschen von Autonomien enger geschnürt.

Die Nationalstaaten erheben wieder ihr Haupt. Die Migrations- und Flüchtlingsproblematik hat das Ego der Nationalstaaten gestärkt, die Europäische Union will Teile ihrer Zuständigkeiten wieder an die Mitgliedsstaaten zurückgeben. Die Sehnsucht nach der eigenen Währung nimmt wieder zu. Und dennoch. Die Nationalstaaten haben ihre Souveränität längst und zu großen Teilen abgegeben, an die supranationale genauso wie an die regionale Ebene. Die entscheidenden Merkmale des Staates, Volk und Territorium, sind seit Jahren durchlöchert.

Die Staatlichkeit hat ihren Höhepunkt längst überschritten. Das bedeutet, dass die Selbstbestimmung im Sinne von Staatlichkeit, gebunden an das Konzept der Nation des 19. und 20. Jahrhunderts, längst erodiert ist und an Gewicht verloren hat. Die Nationalstaaten sind die Verlierer in der Partie zwischen Globalisierung und Regionalisierung. Vor allem die Globalisierung hat den Nationalstaaten schrittweise die Fähigkeit und Kompetenz entzogen, den wirtschaftlichen Prozess zu steuern, die Kommunikation staatlich zu bestimmen, zu definieren, was die staatliche (Leit)Kultur ist.

Jede Rückkehr in die Vergangenheit ist eine reine Illusion. Eher handelt es sich um einen Übergang, in dem wir uns befinden, im Limbus der Postnationalität. Die aktuelle Phase ist vielleicht vergleichbar mit der Phase eines Interregnums, ein Konzept, das Antonio Gramsci in seinen historischen Studien aufgegriffen hatte. Das Interregnum ist ein Schwebezustand, in dem die alte Ordnung nicht mehr funktioniert, während sich die neue Ordnung noch nicht etabliert hat. Es ist eine Phase, in der die Regeln abwesend sind, weil die alten nicht mehr gelten und die neuen noch nicht in Kraft getreten sind. Dem Niedergang aber wohnt bereits die Neugeburt inne. Das bedeutet wiederum, dass wir unsere Paradigmen der Interpretation der Welt und in unserem Falle des

„Jede Rückkehr in die Vergangenheit ist eine reine Illusion. Eher handelt es sich um einen Übergang, in dem wir uns befinden“



Günther Pallaver, Jg. 1955, Dr. jur. und Dr. phil. stammt aus Branzoll. Studien an den Universitäten Innsbruck, Salzburg, Wien, Verona und London. Journalist und Universitätsprofessor für Politikwissenschaft sowie Leiter des Instituts für Medien, Gesellschaft und Kommunikation an der Universität Innsbruck. Forschungsschwerpunkte: Vergleich politischer Systeme, Politische Kommunikation, Föderalismus, Ethnische Minderheiten (mit Schwerpunkt Südtirol) sowie (ethno)regionale Parteien.

Raumes, dessen Essenz sich im freien Fall befindet, neu denken müssen. Wir müssen uns auf etwas vorbereiten, auf das wir noch nicht gefasst sind, das wir noch nicht kennen, das wir uns noch gar nicht vorstellen können.

Verwendete Literatur:

- Caciagli, Mario (2003): *Regioni d'Europa. Devoluzioni, Regionalismi, Integrazione europea*, Bologna: il Mulino.
- Crang, Michael/Thrift, Nigel (2000) (Hg.): *Thinking Space*, London/New York. Routledge.
- Baumann, Zygmunt (2005): *Liquid Life*, Cambridge: Polity Press.
- Gramsci, Antonio (1948): *Il materialismo storico e la filosofia di Benedetto Croce*, Torino: Giulio Einaudi Editore.
- Habermas, Jürgen (1985): *Die neue Unübersichtlichkeit*. Frankfurt/.M.: Edition Suhrkamp.
- Ipsen, Detlev (1994): *Regionale Identität. Überlegungen zum politischen Charakter einer psychosozialen Raumkategorie*, in: Lindner, Rolf (Hg.): *Die Wiederkehr des Regionalen. Über neue Formen kultureller Identität*, Frankfurt/M./New York. Campus, 232-254.
- Marx, Karl/Engels, Friedrich (1999/1848): *Das Kommunistische Manifest. Eine moderne Edition. Mit einer Einleitung von Eric Hobsbawm*, Hamburg/Berlin: Argument-Verlag.
- Pallaver, Günther/Karlhofer, Ferdinand (2010): *Raum, Föderalismus und Politik. Zur regionalen Identitätsbildung in Österreich*, in: Bußjäger, Peter/Karlhofer, Ferdinand/Pallaver, Günther (Hg.): *Föderalistisches Bewusstsein in Österreich Regionale Identitätsbildung und Einstellung der Bevölkerung zum Föderalismus* (Institut für Föderalismus, Schriftenreihe Politische Bildung, Bd. 8), Wien: Braumüller, 1-26.
- Pelinka, Anton (2010): *Selbstbestimmung! Ja, aber...*, in: Pallaver, Günther (Hg.): *Politika10. Jahrbuch für Politik/Annuario di politica/Anuer de pulitica* (Südtiroler Gesellschaft für Politikwissenschaft/Società di Scienza politica dell'Alto Adige/Südtiroler Società per Scienza Pulitica), Bozen: Edition Raetia, 277-292.
- Weber, Max (1980): *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*, hg. von Johannes Winkelmann, Tübingen, 5. Auflage. Mohr.



Steuererklärung & Co. – Welche finanziellen Grenzen zu beachten sind

Dank des vereinten Europas wurden Staatsgrenzen in den vergangenen Jahren immer unwichtiger. Der Autor dieser Zeilen musste zu Beginn seines Studiums noch regelmäßig Papis Auto am Brenner anhalten und den Zollbeamten seinen Ausweis zeigen. Dafür müssen die Studierenden von heute andere Grenzen beachten, wie etwa die Steuergrenze. Die vom Volksmund als unüberschaubar angesehene (italienische) Steuerbürokratie ist in Wirklichkeit gar nicht so komplex, wenn man sich ihr Schritt für Schritt nähert:

1. Schritt: Die Einkommensgrenze

Die allermeisten Studierenden liegen ihren Eltern auf der Tasche. Steuerlich gesehen tun sie es aber nur in bestimmten Fällen – wer etwa selber für sich sorgen möchte und neben dem Studium oder im Sommer jobbt

muss aufpassen, die Einkommensgrenze nicht zu überschreiten.

Diese Grenze liegt derzeit bei 2.840,51 Euro. Dieser Betrag soll 2019 auf 4.000 Euro angehoben werden. Nur wer brutto weniger als diesen Betrag verdient, gilt steuerlich als zu Lasten der Eltern lebend. Diese können dadurch für ihren Nachwuchs bis zu 950 Euro an Steuerfreibeträgen geltend machen – und zudem dessen abzugsfähige Spesen auf ihre Steuererklärung setzen. Deshalb kann hier der Nebenjob zum Bumerang werden. Speziell jene, die dann knapp über der Einkommensgrenze verdienen, verlieren dann doppelt, weil sie selber keine Steuern bezahlen müssen.

2. Schritt: Eigenes Einkommen überprüfen

Die Arbeitgeber sind verpflichtet, spätestens zu Beginn des Folgejahres ein sogenanntes „CU“ (Certificazione Unica) auszustellen und dem Beschäftigten zukommen zu lassen. Bei Studierenden wird in der Regel direkt über das letzte Gehalt der Steuerausgleich vorgenommen, d.h. man bekommt dabei die zuvor bezahlte Steuer rückerstattet. Dieser Steuerausgleich wird jedoch nicht immer vorgenommen – in diesen Fällen muss sich der Studierende selber darum kümmern, um die (zu viel) bezahlte Steuer zurück zu erhalten. Wer nur gelegentlich

bzw. auf Honorarbasis gearbeitet hat, bekommt ebenfalls ein CU. Hier wird von vornherein die „ritentua d'acconto“ in Höhe von 20 Prozent abgezogen und vom Arbeitgeber eingezahlt. Nur wer eine Steuererklärung abfassen lässt, kann diese „ritentua“ ausbezahlt bekommen – ansonsten hat man das Geld dem Staat geschenkt.

Auch mit im Ausland erzielten Einkommen verhält es sich recht einfach. Wer italienischer Staatsbürger ist und seinen Hauptwohnsitz im italienischen Staatsgebiet hat, ist prinzipiell in Italien steuerpflichtig. Das im Ausland erzielte Einkommen muss also hier versteuert werden, wobei bereits im Ausland bezahlte Steuern gutgeschrieben werden.

Auch müssen ausländische Konten angegeben werden. Wer dabei ein Durchschnittssaldo bzw. Endsaldo zum Jahresende von über 5.000 Euro sein Eigen nennt, muss dafür die italienische Stempelsteuer von 34 Euro entrichten.

3. Schritt: Eigene Steuererklärung abfassen

Unabhängig davon, ob man steuerlich zu Lasten der Eltern ist oder nicht, kann man seine eigene Steuererklärung abfassen. Dabei gibt es zwei Modelle, die zur Auswahl stehen. Im Frühjahr (meist ab Ende März/Anfang April bis Ende Juni) ist dies das „730er“, ab Juni kann das Modell „Redditi“ (ex-„UNICO“) abgefasst werden. Ersteres stellt eine vereinfachte Form dar und ermöglicht dem Steuerzahler, sein Guthaben innerhalb weniger Monate ausbezahlt zu bekommen. In manchen Fällen kann jedoch das 730er nicht abgefasst werden, beim Modell „Redditi“ wartet man dann etwa ein Jahr auf die Ausschüttung des Guthabens.

4. Schritt: Steuererklärung der Eltern

Nachdem festgestellt worden ist, ob der Studierende noch zu Lasten der Eltern ist oder nicht, können diese ihre Steuererklärung abfassen. Ob dabei das Kind zu jeweils 50 Prozent oder bei einem Elternteil mit 100 Prozent zu Lasten angegeben werden soll, kann direkt beim Abfassen der Steuererklärung entschieden

werden. Mit ein paar Klicks können die Mitarbeiter des Steuerbeistandszentrums herausfinden, welche Option steuerlich zulässig und steuertechnisch günstiger ist.

Ist das Kind zu Lasten, können die Eltern neben den „normalen“ Aufwendungen im sanitären Bereich (Kassazettel der Apotheke, Arztrechnungen & Co.) auch spezifische Kosten für das Studium absetzen.

Die in Italien an öffentlichen staatlichen Universitäten bezahlten Studiengebühren können zur Gänze auf die Steuererklärung gesetzt werden. Jene an Privatuniversitäten oder im Ausland nur bis zu festgesetzten Beträgen. Der steuerliche Absetzbetrag beträgt 19 Prozent. Ebenfalls abgesetzt werden können die Gebühren für Aufnahmeprüfungen, für die Einschreibung in Forschungsdoktorate (PhD), universitäre (1-jährige) Master und die Spezialisierungskurse in Brixen zur Erlangung der Lehrbefähigung.

Mietverträge für Studentenwohnungen können auch abgesetzt werden, sofern die Distanz zwischen Studien- und Wohnort größer als 50 Kilometer ist. Ob diese Regelung nach 2018 bestehen bleibt, ist noch unklar. Auch wer in einem Studentenheim wohnt, kann die Miete geltend machen. Untermietverträge sind aber von der Regelung ausgenommen!

Manche – weit vorausschauende – Eltern haben für ihren Nachwuchs in einen Zusatzrentenfonds eingezahlt. Sofern das Kind zu Lasten lebt sind diese Ausgaben direkt vom Bruttoeinkommen abziehbar, womit das zu versteuernde Einkommen sinkt. Deshalb variiert hier die Ersparnis je nach Einkommensklasse. Gleiches gilt bezüglich den Rückkauf von Studienjahren (siehe dazu auch den Artikel „Riscatto di laurea – Grenzgang durch die Bürokratie“) für die Rente, wobei hier zuallererst das Studium abgeschlossen und – bei Auslandsstudien – in Italien anerkannt worden sein muss. Ist der entsprechende Antrag beim INPS durch, können auch diese Ausgaben vom versteuerbaren Einkommen in Abzug gebracht werden.



Der 39-jährige Martin Fink arbeitet derzeit im Steuerbeistandszentrum des ASGB in Bozen.

Nach dem Studium der Volkswirtschaft in Innsbruck besetzte er lange Jahre einen Bürostuhl im Büro der Südtiroler HochschülerInnenschaft im Waltherhaus und in der Kapuzinergasse. Als die Anfrage der Redaktion kam, ob er denn einen Artikel für den Skolast beisteuern könnte, war deshalb sowohl die Antwort als auch die Auswahl des Themas naheliegend.

GRENZE

Ich nutze also einen weiteren Vormittag (am Nachmittag gibt's beim INPS keinen Parteienverkehr), um die Bedienstete heimsuchen. Wieder will ich mich direkt in den Aufzug schleichen, wieder werde ich von der Portierin zurückgerufen. Sie kennt den Schlaumeier mittlerweile. Ich solle, wenn ich in die Büroetage wolle, gefälligst zuvor einen Termin beantragen; dies könne man jedoch nicht bei ihr, sondern allein bei den Schaltermenschen machen. Ob sie nicht, wie in Vergangenheit auch, einfach kurz in den ersten Stock hochtelefonieren könne und mich frisch ankündigen würde. Nichts da, linker Hand seien die spottelli. Ich reihe mich also – wieder einmal – ein; wieder einmal muss ich mich um drei Ecken wenden, um zu meinem Desiderat – einer Audienz bei der Dienststelle – zu kommen. In der Schalterkabine angekommen, bringe ich mein Anliegen vor: man möge bitte hausintern die Dienststelle anrufen und fragen, ob ich früher oder später vorbeikommen könnte. Nun, so einfach gehe das, wie ich hören muss, nicht: Termine bei den Sachverständigen würden über ein Terminverwaltungsprogramm vergeben. Hätte ich mir denken können. Also wird das namhafte Programm – ein bloßer Kalender freilich – angeworfen. Die Sachverständige sei an diesen oder jenen Tagen zu haben, ich dürfe mir also meinen Termin aussuchen. Passt, der Termin wird gewählt. Nur eintragen lässt er sich nicht – das Programm sträubt sich! Alle Versuche gehen fehl. Sie werde jetzt den technischen Sachverständigen kontaktieren, der wisse Bescheid. Mir schwant nichts Gutes – ich bin wohl längst wieder im bürokratischen Absurdistan angekommen... Bevor sie also zum Hörer greifen kann, werfe ich hastig ein, dass ich nichts dagegen hätte, wenn sie das Programmungetüm einfach ignorieren und den Termin bei der Versicherungsfachfrau auf

*„Mir schwant nichts Gutes
– ich bin wohl längst
wieder im bürokratischen
Absurdistan angekommen...“*

die konventionelle Weise arrangieren würde, indem sie – anstelle der computertechnischen Dienststelle – eben direkt die versicherungstechnische Dienststelle anrufe; sie solle sich gerne so frei fühlen, ich hätte ihr nun eh schon mehr als genug von ihrer Arbeitszeit gestohlen. Schon hat sie den Techniker am Apparat, und anhand dessen Gebrauchsanweisung lässt sich mit der Zeit auch der Termin eintragen.

Mein Auftritt in der Dienststelle steht an, dank Terminvereinbarung darf ich ohne Umwege passieren. Mittlerweile sind zwei Wochen vergangen, seit ich die erste Rate eingezahlt habe – fristgerecht oder auch nicht, das gilt es jetzt herausfinden. Beanstandet wurde bislang nichts, also bin ich guter Dinge, noch im Rennen zu sein. Das Datenverarbeitungsprogramm in der Dienststelle liefert dann zwar keine eindeutige Bestätigung hierfür, aber die nächste Rate scheint bereits mit Fälligkeitsdatum in meiner Position auf, was von der Sachbearbeiterin als verlässliches Zeichen für den regulären Fortgang der Nachkaufprozedur gewertet wird. Das Programm hat es also scheinbar gut mit mir gemeint.

Mittlerweile ist auch die dritte Rate überwiesen, die Staatskasse füllt sich dank meiner Beiträge unentwegt. Ob sich dies einmal günstig auf mein hoffentlich langes Rentnerdasein auswirken wird, weiß ich nicht. Ich wünsche es jedenfalls, wenngleich ich angesichts der bisherigen Erfahrungen mit der staatlichen Fürsorge eigentlich keinen Grund dazu hätte. Sollte die Rendite am Ende trotz allem stimmen, so war dies teuer genug erkaufte: Denn will man den Rentenapparat zum eigenen Vorteil bewegen, so kostet dies – nicht nur Geld, auch Nerven. Genauso gut kann es sein, dass sich mein heutiger Bittgang durch die Behörden eines fernen Tages finanziell nicht bezahlt machen wird. Dann werde

ich in meinem alten Tagen zumindest von mir behaupten können, auf dem Amtsschimmel über alle Grenzen hinweg durchs wilde Bürokratistan geritten zu sein.



Stephan Illmer, geboren 1983, in Lana aufgewachsen, in Innsbruck studiert; hat im Herbst 2014 seinen Antrag auf Nachkauf der Regelstudienzeit für die Rente gestellt und arbeitet genauso lange als Tuttofare im Büro der sh.asus; seit Herbst 2017 kauft er nach.